**Zeitschrift:** Jahrbuch / Schweizerische Gesellschaft für Familienforschung = Annuaire / Société suisse d'études généalogiques

**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Familienforschung

**Band:** - (1982)

**Artikel:** Dr. Emanuel Meyer (1818-1856) : das bewegte Leben eines Basler Arztes in Briefen und Tagebüchern

**Autor:** Huber, Matthis

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-697651

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 07.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Dr. Emanuel Meyer (1818 - 1856).

## Das bewegte Leben eines Basler Arztes in Briefen und Tagebüchern

Von Matthis Huber, Oberwil (Baselland)

Der Mann, über den auf diesen Blättern berichtet wird, ist zu seinen Lebzeiten und nach seinem Tode kaum über den eigenen Verwandten- und Freundeskreis hinaus bekannt geworden, obwohl er ein ungewöhnlich erlebnis- und abwechslungsreiches Leben geführt hatte. Das mag nicht zum kleinsten Teil daran liegen, dass er ein typischer Zeitgenosse der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war, also einer recht unruhigen und kriegerischen Zeit, in der ein Einzelschiksal, selbst wenn es uns heute ungewöhnlich erscheinen mag, kaum besonders auffiel.

Emanuel Meyer wurde am 31. August 1818 in Waldenburg geboren. Der Vater, Emanuel Meyer (1790 - 1860), ein Spross der Basler Familie Meyer zum Pfeil, war von 1816 bis 1832 protestantischer Pfarrer in Waldenburg. Die Mutter, Maria geb. Mieg (1795 - 1873), entstammte dem Zweig der Familie Mieg - de Lachenal. Ihr Grossonkel mütterlicherseits war der Basler Botaniker und Arzt Wernhard de Lachenal (1736 - 1800). Die Familiennamen Mieg und de Lachenal werden am Schluss dieser Schilderung in anderm Zusammenhang nochmals erwähnt. Nach dem Erstgeborenen wurden dem Ehepaar Meyer-Mieg noch fünf weitere Kinder, ein Knabe und vier Mädchen, geschenkt.

Den ersten Schulunterricht erhielt der junge Meyer im Elternhaus in Waldenburg. Im Alter von elf Jahren wurde er für drei Jahre (1829 - 1832) in die Internatsschule der Bürgergemeinde zu Neuwied am Mittelrhein geschickt. Während dieser Zeit brachen im damaligen Kanton Basel die "Dreissigerwirren" aus, die 1833 zur Kantonstrennung und zur Gründung der Halbkantone Basel-Stadt und Baselland führten. Im Spätherbst 1832 teilte die Waldenburger Pfarrersfamilie das Schiksal von 28 Basler Pfarrern, die vor der Trennung im Baselbiet gewirkt hatten. Sie musste Waldenburg heimlich und teilweise unter dramatischen Umständen verlassen und befand sich nun - bei der Rückkehr des ältesten Sohnes - ziemlich mittellos und ohne festes Einkommen in Basel. Pfarrer Meyer erhielt eine Anstellung als Hilfslehrer für Religion und Latein an der Realschule. Im Jahre 1841 wurde er gleichzeitig Pfarrer zu St. Jakob, welches Amt er bis zu seinem Tode im Jahre 1860 bekleidete. Emanuel, der Aelteste, besuchte in Basel Gymnasium und Pädagogium, studierte anschliessend in Basel und Freiburg i.Br. Medizin und beschloss das Studium 1841 mit dem Doktorexamen in Medizin und Chirurgie. Gleich darauf unternahm er seine erste Reise.

Am 11. November 1841 fuhr er zunächst nach Amsterdam und fand nach langwierigen Bemühungen eine Anstellung als Schiffsarzt. Mit der Handelsfregatte "Erfprinsess Sophia van Oranjen" stach er von der Insel Texel aus am 31. März 1842 in See. Die Reise führte um das Kap der guten Hoffnung nach Batavia (heute Djakarta) auf der Insel Java und über die gleiche Route wieder zurück. Ende Dezember 1842 war Meyer wieder in Amsterdam, wo er während der folgenden Monate als Arzt tätig war und sich gleichzeitig für seine nächste Reise nach Texas vorbereitete. Im Frühjahr 1843 hielt sich Meyer kurze Zeit in Basel auf - genaue Zeitangaben fehlen -, um seine Eltern und Geschwister zu sehen, vor allem aber um Verlobung zu feiern. Die Auserwählte, Margaretha Steiger (1822 - 1861), war die Tochter des Ehepaares Johann Jakob Steiger (1785 - 1822) und Gertrud geb. Forcardt (1797 - 1863). Der Vater der Braut, der schon wenige Monate nach der Geburt seines einzigen Kindes gestorben war, hatte den Beruf eines Café-Wirtes ausgeübt und war Besitzer der angesehenen "Café-Wirtschaft an der Schneidergasse", des heutigen Restaurants Hasenburg gewesen. Die Mutter der Braut hatte sich 1835 wieder verheiratet und zwar mit dem Buchbindermeister Wilhelm Eduard Lindner (1803 - 1886). Die beiden Kinder aus dieser Ehe starben im Säuglingsalter. Am 1. Oktober 1843 verreiste Dr. Meyer nach Bremen aus mit einem Auswandererschiff nach Galveston (Texas); die Reise dauerte 63 Tage. Meyer blieb etwa zwei Jahre in Texas, immer mit dem Ziel vor Augen, sich dauernd anzusiedeln, seine Braut nachreisen zu lassen und eine ärztliche Praxis zu betreiben. Er bereiste während dieser zwei Jahre vor allem die südlichen, küstennahen Gebiete des Riesenlandes Texas und versuchte wiederholt, als Arzt Fuss zu fassen, ohne eigentlich aber dieses Ziel mit der notwendigen Beharrlichkeit und Ausdauer zu verfolgen. Nach mancherlei guten und schlechten Erfahrungen und vor allem nach einer Fiebererkrankung verliess er im Spätherbst 1845 Texas wieder und war anfangs 1846 wieder in Basel. Als nächstes folgte seine Verheiratung mit Margaretha Steiger. Der Ehe entsprossen als einziges Kind ein Sohn, Emil (1847 - 1926), der unverheiratet und kinderlos blieb.

In den folgenden Jahren (bis etwa 1851) war Dr. Meyer als Arzt in Basel tätig. In diese Zeit fällt (1847) auch seine Teilnahme am Sonderbundskrieg als Wundarzt und Oberleutnant der Basler Artillerie. In den Jahren 1849 - 1851 bemühte er sich, verschiedenen Andeutungen in seiner Korrespondenz zufolge, um eine Anstellung als Truppenarzt beim Eidgenössischen Militärdepartement, ein Versuch, der vermutlich am Widerstand des damaligen Oberfeldarztes Dr. Flügel gescheitert ist. 1851 erwarb er in Travers (Neuchâtel) eine Arztpraxis, die er bis 1855 führte und dann unter Hinterlassung einiger Schulden an Dr. Adolphe Geymüller aus Basel verkaufte. Am 5. Mai 1855 trat Dr. Meyer mit Bewilligung des Militärdepartements in die französische Fremdenlegion (2ème

Abb. 1

Régiment de la 2ème Légion Etrangère) ein, und zwar als "Médecin-Major 2ème classe".

Zunächst leistete er Dienst in der Kaserne von Langres (Dép. Haute Marne). Im Januar 1856 hat er anlässlich eines achttägigen Urlaubs seine wieder nach Basel zurückgekehrte Familie zum letztenmal gesehen. Im März 1856 erfolgte die Verlegung des Regiments nach Algier und unmittelbar darauf die Verschiffung nach Sebastopol auf der Halbinsel Krim. Zu jenem Zeitpunkt war der sogenannte Krimkrieg, in welchem Frankreich und England dem von Russland angegriffenen Osmanischen Reich zu Hilfe geeilt waren, bereits formell beendet (Pariser Frieden, 30. März 1856), und die Truppe, der Meyer angehörte, hatte wohl hauptsächlich für die Rückführung der in die Zehntausende gehenden Verwundeten und Kranken zu sorgen. Meyer selbst erkrankte nach kurzer Zeit an Ruhr, lehnte es aber ab, sich vom Dienst befreien zu lassen. Im Juli 1856 kehrte er auf einem bis zum Bersten mit Verwundeten und Kranken beladenen Schiff nach Algier zurück. Im Militär-Hospital von Sidi-Bel-Abbès, wohin er zur weiteren Behandlung seiner Krankheit verbracht worden war, ist er am 11. September 1856 an den Folgen einer Lungenentzündung im Alter von 38 Jahren gestorben und beerdigt worden. Soweit die äusseren Daten dieses Lebens, wie es uns aus den zahlreichen von Meyer hinterlassenen Briefen und Tagebüchern entgegentritt.

Bei der Lektüre dieser Selbstzeugnisse bietet sich uns zunächst das Bild eines ungewöhnlich wachen und kritischen Geistes dar. Meyer war, wie viele seiner Zeitgenossen, ein überaus fleissiger und gründlicher, vor allem aber auch begabter Briefschreiber, der in den Briefen an die Eltern und die Braut seine Reiseerlebnisse und die Erfahrungen mit den lieben Mitmenschen überaus anschaulich und humorvoll darzustellen wusste. In den Tagebüchern, die wohl für den weiteren Familienkreis gedacht waren, ging er noch einen Schritt weiter, und aus dem fröhlichen Schreiber unbeschwerter Reiseberichte wurde zuweilen ein schonungsloser Kritiker seiner Zeit, der oft mit beissender Ironie die Zustände etwa in Deutschland vor 1848 oder in seiner durch die Kantonstrennung gedemütigten Vaterstadt kommentierte. Wir finden in seinen Schriften oft Aeusserungen und Urteile, die sogar heute noch als kränkend empfunden würden, etwa wenn er sich über die beiden Halbkantone und ihre Politiker auslässt. Daneben aber war ihm in reichem Masse die Gabe der Selbstironie eigen. Er erwartete nicht, ernst genommen zu werden, wo es nichts ernst zu nehmen gab, und wenn er z.B. bei den Schilderungen seiner Begegnungen mit den Indianern in Texas den Mund etwas zu voll nahm, folgte gleich eine Randglosse oder ein Nachsatz, dass es so gefährlich nun doch nicht gewesen sei.

Meyer hatte sich für den Arztberuf entschieden, weil dieser,

Abb. 2+3

ausser dem Broterwerb, auch seinen vielfältigen Neigungen, vor allem seinen naturwissenschaftlichen Interessen am ehesten entgegenkam. So finden wir in seinen Reisetagebüchern ausführliche und exakte Beschreibungen von Pflanzen und Tieren, von welchen er eine beträchtliche Anzahl sammelte und konservierte und die er regelmässig an die Naturforschende Gesellschaft Basel sandte. Während der neun Monate dauernden Schiffsreise nach Batavia verfasste er zudem in holländischer Sprache ein 300 Seiten starkes Handbuch der "Stüürmanskunst" mit zahlreichen mathematischen und astronomischen Berechnungen und Skizzen, also ein Handbuch der Hochseenavigation, das auch heute noch von Fachleuten als durchaus brauchbar beurteilt wird. Seine Reisebeschreibungen wie auch seine wissenschaftlichen Aufzeichnungen hat Meyer selbst mit leichter Hand illustriert. Er war ein geübter Zeichner und Maler; so sind uns aus seiner Praxis-Zeit in Travers zwei recht ansprechende Landschaftsgemälde erhalten geblieben. Seine vielseitige Begabung äusserte sich auch in der Leichtigkeit, mit der er fremde Sprachen meisterte, eine Eigenschaft, die für Menschen seines Schlages typisch zu sein scheint. Den ersten Teil seines Berichtes der Reise nach Batavia schrieb er noch in deutscher, den zweiten Teil schon in holländischer Sprache. Mit derselben Leichtigkeit lernte er später Englisch und Spanisch, während das Französische ihm schon vom Elternhaus und der Schule her geläufig war.

Aus den Aufzeichnungen von Dr. Emanuel Meyer gewinnt man das Bild eines unsteten, ruhelosen, von dauerndem Erlebnisdrang getriebenen Mannes. Der zielstrebige Aufbau einer eigenen Existenz und einer ärztlichen Praxis war seine Sache nicht. Allein während zweijährigen Aufenthaltes in Texas versuchte er nicht weniger als dreimal, als Arzt Fuss zu fassen, und jedesmal wurde der Versuch nach einigen Wochen wieder abgebrochen, mit der immer wiederkehrenden Bemerkung, "meine Praxis war mir wieder einmal verleidet" oder "ich bin nun einmal nicht dazu geboren, ein Philister zu werden". Doch sind es ja gerade diese Eigenschaften, die seine Gestalt so anziehend machen. Als sesshafter und zuverlässiger Hausarzt in Basel hätte er uns keine seiner fesselnden Reiseschilderungen hinterlassen können. Am ehesten hätte ihn noch die Offizierslaufbahn zu einer zielgerichteten Lebensführung bewegen können, und erst als sich in der Schweiz seine in dieser Richtung zielenden Pläne zerschlugen, entschloss er sich zum Erwerb einer Arztpraxis. Dass er sich schon wenige Jahre später in französische Kriegsdienste begab, bestätigt seinen Hang zum Soldatenleben.

Seine Ehe scheint nicht besonders glücklich gewesen zu sein. Zwar überfliessen die Briefe an seine Braut und spätere Frau manchmal fast vor Zärtlichkeit, was aber ebensogut als Ausdruck des schlechten Gewissens über seine dauernde Abwesen-

heit gedeutet werden könnte. Seine Frau war von stiller, in sich gekehrter Wesensart, die ohne ihren Mann ziemlich hilflos war. Die wenigen von ihr erhaltenen Briefe, die auf eine kluge und gewandte Schreiberin schliessen lassen, zeugen gleichzeitig von einer frommen protestantischen Erziehung. Meyer selbst äussert sich in einem Brief an seinen Bruder Gedeon einmal etwas abfällig über die vielen Bibelzitate in den Briefen seiner Frau, offenbar in völliger Verkennung des Umstandes, dass er selbst, der Gatte, welcher seine Familie verlassen hatte, ihre Hilfsbedürftigkeit verschuldet hatte.

Nach dem Tode von Dr. Emanuel Meyer führte seine Witwe ein zurückgezogenes Leben, das ganz ihrem heranwachsenden Sohn Emil gewidmet war. Dank der offenen Hand ihres Stiefvaters, Wilhelm Eduard Lindner, ist ihr äussere Not erspart geblieben. Sie ist am 27. Dezember 1861 gestorben.

Von Dr. Emanuel Meyer sind uns 26 Briefe und etwa 100 Tagebuchseiten erhalten geblieben, Lebenszeugnisse, die es verdienen, nicht dem völligen Vergessenwerden anheimzufallen, und aus welchen daher auf den folgenden Seiten einige Teile wiedergegeben werden.

Aus dem Tagebuch der Reise nach Niederländisch-Indien 1841/42.

"Nach glücklich vollbrachtem Doctorexamen in Medizin und Chirurgie in Basel sah ich endlich eine grosse Klippe, die sich mir bisher entgegengetürmt hatte, überstiegen und konnte nun mit besserer Musse und grösserem Rechte daran denken, meinen langgehegten Wunsch, die Welt zu sehen, in Erfüllung bringen. Obgleich beschränkt auf allen Seiten und noch bis auf den letzten Tag hin- und hergezogen durch die Langsamkeit und, wie mir schien, Missbilligung meines Vorhabens durch einige meiner Professoren, genötigt mit den geringsten Mitteln und mit 162 Francs de Suisse eine Reise von mehr als 200 Stunden zu unternehmen, noch mit der Aussicht, einige Wochen in Holland nicht nur zu verweilen, sondern auf dem teuren Pflaster hin- und herreisen zu müssen, obgleich, sage ich, alle diese Berge von Hindernissen sich mir entgegentürmten, unternahm ich doch im Vertrauen auf Gott und den Segen meiner lieben Eltern die Reise am 11. November 1841, begleitet noch von meinem lieben Vater bis St. Louis, von wo ich mit der Eisenbahn nach Strassburg abfuhr."

Bis im März 1842 hielt sich Meyer in Holland, meistens in Amsterdam auf und bemühte sich um eine Stelle als Schiffsarzt. Der Bürokratie und dem Widerstand der holländischen Aerzteschaft, die keine Ausländer in ihren Reihen dulden wollte, zum Trotz, und nachdem er nochmals ein medizinisches Examen hatte ablegen müssen, fand er schliesslich eine Anstellung auf der Fregatte "Erfprinsess Sophia van Oranjen".

"Montag, 21. März 1842, Abreise von Niuwen Diep (Texel) mittags um 12 Uhr bei günstigem Nord-Nord-Ostwind. Wir wurden, nachdem noch den ganzen Morgen Unannehmlichkeiten sich ereignet hatten, besonders für den Kapitän, wegen der besoffenen Matrosen, die, an Land herumschwärmend, von den Polizeidienern erst gefangen werden mussten, wobei noch vor dem Schiffe zwei dieser selbst besoffenen Diener der Gerechtigkeit tüchtig abgeprügelt worden waren, und nachdem von der Orlogfregatte, die als Wachtschiff hier liegt, unser Hofmeister, der, früher desertieren wollend, aufgefangen und dorthin gebracht, seit acht Tagen im Stock gesessen, auch wieder an Bord gebracht worden war, nachdem die Frau des Kapitäns mit seinen zwei Töchtern von 9 und 3 Jahren und die des Obersteuermanns verabschiedet waren, wir wurden, sagte ich vor diesem langen Zwischensatze, der schon sehr nach holländischer Syntax schmeckt, von dem Stoomboot "Nord-Holland" ans Schlepptau genommen und zum Hafen hinaus transportiert, mit einem Lotsen an Bord, wo wir unsern eigenen Segeln überlassen wurden.
.... Am 27. März befanden wir uns noch immer in der spanischen See, die mit Recht verdient, die Unruhige genannt zu werden. Wir hatten nun schon zwei Tage und zwei Nächte Sturm, alles wurde so umhergeworfen, obgleich festgemacht, dass es unten so viele Beulen gab wie auf dem Deck Hagelsteine. Sobald wir aber auf der Höhe von Cap Finistère waren, wurde die See ruhiger, doch zeigte sich nichts Interessantes. Von der Höhe von Lissabon an spürte man täglich die zunehmende Wärme, obgleich die Winterkleider noch immer zu ertragen waren. Auf der Höhe von Cadiz wurde alle Vorsicht angewandt, um gerüstet zu sein auf einen unerwarteten Angriff von Freibeutern, vor denen die Handels-Maatschappij den Kapitän in einem besondern Schreiben gewarnt hatte, da zwei Schiffe, eine Fregatte und eine Brigg, schon mehrere Kauffahrer abgefasst, geplündert und die Mannschaft ausgesetzt hatten. Wir trafen auch abends gegen die Canarischen Inseln zu eine Brigg an, die gerade auf uns zusteuerte, mit einer Masse Volk an Bord, unter spanischer Flagge, die aber nur die Länge erfragte und dann vorbeischoss. Sehr zum Missfallen unserer Matrosen, die gerne ein bisschen geklopft hätten. Doch die Wolke zog vorüber, obgleich der Kapitän fest dabei blieb, es sei ein Freibeuter, der es nicht gewagt hätte, uns zu attackieren.

2. April 1842.
Heute kamen wir auf die Höhe von Madeira und den Canarien, die wir, das Eiland Desertas ausgenommen, nicht zu Gesicht bekamen, doch sah ich abends mit dem Kapitän aus dem Top des Fockmastes durch das Teleskop Madeira, wogegen die Herren Passagiere vom Verdeck aus darauf verzichten mussten. Des Nachmittags fing ich einen Vogel, der wahrscheinlich ermüdet von Madeira her auf das Schiff geflogen kam. Ich balgte ihn ab und legte ihn als erstes Sühneopfer für die 50 Gulden der Naturforschenden Gesellschaft in meinen Koffer, reichlich mit Arsenik und Campher bestrichen. Ich halte ihn für eine

Rallus-Art.

Am 18. Mai 1842 passierten wir das Kap der Guten Hoffnung bei miesem Wetter. Der Nebel war so dicht, dass man kaum vor sich sehen konnte. Das gefürchtete Kap ist also umsegelt, denn vor den Kapischen Riffen haben die Kapitäne am meisten Furcht, weil meistens Nebel nichts sehen lässt und bei schlechtem Winde das Schiff nach der Küste treiben muss. Doch wir umsegelten dasselbe glücklich, ohne den Fliegenden Holländer von Merryat (1) wahrzunehmen. Es war gerade der Tag, wo der Winter hier beginnt und wo die Schiffs-Assekuranz am Kap ihre Flagge fallen lässt zum Zeichen, dass alle Schiffe, die von nun an während drei Monaten im Indischen Ozean segeln, keinen Anspruch auf irgendeine Assekuranz haben, von keiner Nation und keiner Assekuranzgesellschaft. Heute schoss ich einen schwarzen Seevogel mit einem adlerartigen Schnabel aus fünf Knochenstücken bestehend; beissen kann er wie ein Papagei. Es könnte eine Falco-Art sein, hat aber Schwimmfüsse. Auch er..

Er ist versorgt und aufgehoben,
Der Merian wird den Meyer loben" (2).

"31. Mai 1842.
Sturm ist eine Bewegung der verschiedenen Luftregionen nach einer Himmelsgegend hin von der andern her, und zwar eine starke heftige Bewegung. Er wirkt einigermassen auch auf das Wasser, indem er dasselbe etwas aus seiner Ebene bringt, so dass es scheint, als ob es bewegt wäre. Diese Definition, in einem warmen Zimmer hinter feststehenden Bänken und Tischen gegeben, ist einleuchtend und glaubhaft. Was hilft aber diese Definition in einem Seesturm ?

Wir hatten schon dreimal Sturm, und es kommt einem grauenhaft vor, wenn man's zum erstenmal sieht. Doch der Seemann lacht bloss und sagt "Dat is mein ik doll". Ich glaubte, es sei dies bramarbasiert, nun aber sag ich es selbst. Wenn man nämlich, ohne zuviel zu sagen, statt auf dem Boden auf den Wänden laufen kann, wenn die Marssegel mit der Fock-Rah ins Wasser hangen, wenn die Wogen über Deck kommen, dass man die Masten allein im Wasser stehen sieht und 32 Köpfe bis zum Hals im Wasser festgebunden, die einander nur erblicken, wenn so ein flammender Bote der Allmacht mit Zischen und Schwefelgeruch daherfährt, wenn drei Mann am Steuerruder festgebunden hin- und hergeschleudert werden mit demselben, zugleich bis an die Brust im Wasser, und doch noch schwitzen wie Tanzbären vor Arbeit, um das Schiff zu lenken, wenn Hunde, Geissen, Schweine lustig grunzend in den Verschanzungen herumschwimmen, wenn bald hier, bald dort es kracht wie Kanonenschüsse, dass Stengen, Rahen oder gar ein Mast über Bord gehen, wenn man des andern Tags Fische fangen kann auf dem Verdeck; dann soll einer sagen, er habe einen Sturm gesehen, eine bewegte See, nein, keine See, sondern nur einzelne Wogen, denn man

kann die zweite vor der ersten nicht sehen, wenn das ganze Meer weiss wie Milch scheint, wenn das Schiff mit einer Schnelligkeit von 14 Meilen in der Stunde herunterschiesst von einem Wasserberg, dass die Masten horizontal stehen und der Bug senkrecht in die Tiefe strebt, wenn einer all das zum erstenmal erlebt und sieht dabei Leute wie unsern Kapitän und den ersten Steuermann, die schon 35 Jahre fahren, die Köpfe schütteln und still hinblicken ohne Kommando, dann soll er sagen, er wisse, was Sturm sei. Ich war mit dem zweiten und dritten Steuermann am Ruder festgebunden, und zwischendurch unterhielten wir uns mit Bemerkungen über das Wetter, als auf einmal durchs Sprachrohr, die Gewalt des Sturmes übertönend, Tom Coffins, des Bootsmanns Stimme, dessen Sohn ich bin, daherschallte und rief: "Mein Sohn, willst Du einen Schnaps ?". Mit der grössten Schnelligkeit riss mir der dritte Steuermann das Rohr von meiner Schnur und rief: "Jawohl, Vater Neptun". Und wirklich kam derselbe mit einem Krug Schnaps unter Lebensgefahr ans Hinterdeck geschwommen und gekrochen, um seinem Liebling, also meiner Wenigkeit, einen Schnaps zu geben. Dieses Wetter hatten wir vom 26. bis 29. Mai abends, ohne hinunter gehen zu können, da alle Luken mit Segeltüchern vernagelt waren. Die Passagiere und die Jungen waren allein unten und wirtschafteten miteinander, es wurde erst gestern wieder warm gekocht und heute wieder warm gegessen, denn gestern war alles nur noch Schlaf. Da der Schnaps mit Rauchfleisch während drei Tagen das einzige war, das wir zu uns nehmen konnten, waren meine Nerven überreizt und bedurften einer Abspannung. Ich nahm eine Dosis Glühwein mit etwas Acetyl-Ammonium und schlief von morgens sieben Uhr bis den andern Morgen, d.h. heute um halb elf ohne Unterbrechung und befinde mich wie ein Fisch im Wasser, sonder Metapher, denn meine Koje ist so nass wie pures Wasser, doch da tut der Glühwein gut dafür.Ich wünschte nicht, solches oft zu erleben, doch nun reut es mich gar nicht; denn ich hab nun einen grossen Stein im Brett beim Kapitän, was mir wieder in Java das Sammeln erleichtern und begünstigen soll. Der Kapitän sagte mir einmal über das andere: "Gottver..., wat is dat vor een Docter, so heb ik nog noit een gehabt". Natürlich, er hatte früher nur holländische Barbiere und entlaufene Apotheker an Bord, kurz Holländer, die weder ein Pflaster streichen noch ein Segel spleissen konnten.

Nun ist der Wind wieder günstig,und wir rücken so schnell vor, dass wir wohl in zwei bis fünf Tagen in St. Paul (auf der Insel Réunion) sein werden und, wenn alles so fort geht, in drei Wochen in Java. Was ich Schönes vor einigen Tagen sah, war eine Herde Walfische, die ruhig sich sonnten und die nicht uns, denen aber wir ausweichen mussten. So eine glückliche Mutter von etwa 60 Fuss Länge mit Säuglingen von 10 Fuss und Köpfen wie das Heidelberger Fass, die dann in die Luft sprangen und mit schrecklichem Getöse wieder zurückfielen. Die Muskelkraft dieser Tiere setzte mich am meisten in

Erstaunen."

Aus einem Brief an die Eltern

Batavia, den 5. Juli 1842

"... Unsere Reise hierher dauerte siebenundneunzig Tage, an und für sich schnell, aber desto stürmischer. Vom Kanal weg hatten wir keinen ganzen Tag hintereinander sturmlos, am Kap war es nicht nur für einen, der das zum erstenmal erlebte, sondern auch für einen alten Seemann trostlos, so ging's fort bis zur Sunda-Strasse, wo endlich Windstille und eine Hitze an die Stelle der Kap'schen Kälte eintraten, die ebenso ungewohnt und nachteilig auf die Gesundheit meiner Matrosen wirkten. Es war ein eigener Anblick, die ersten braunen Malaien in ihren Pirogen mit Cocos, Yams (3), Pisang, Affen, Papageien, Bananen, Ananas, Eiern etc. ans Schiff kommen zu sehen. Es ist ein hinterlistiges, meuchelmörderisches Volk, und keiner von uns geht unbewaffnet an Land. Noch gestern lagen fünf Matrosen nebeneinander nackt ausgezogen am Strand, die die Nacht über an Land geschwelgt hatten.

Den 25. Juni sind wir in Batavia angekommen und haben auf der Reede geankert, da kein Hafen vorhanden ist. Es befinden sich schon viele Schiffe hier, so dass wir wohl zwei bis drei Monate warten können, bis wir endlich längs der Küste in Semarang, Surabaya, Cheribon (=Tjerebon) oder Passorawang Ladung bekommen werden, so dass wir schwerlich vor Januar zurückkommen dürften. Wir liegen nun eine halbe Meile vom Lande ab und eine Meile von Batavia, da man erst am Lande noch eine halbe Meile den Fluss hinauffahren muss, um in das Drecknest Batavia zu gelangen. Dort haben die meisten Europäer nur ihr Comptoir, während sie ihre Häuser eine halbe Meile weiter in Welkenreden haben, einer mit orientalischem Luxus und europäischer Geschmacklosigkeit versehenen Stadt. Es liegen z.Zt. circa 60 - 80 Dreimaster, Barken und Kriegsschiffe hier, jedes nur ein paar hundert Schritt vom andern, vor Anker; meistens Holländer, auch ein paar Engländer, ein Däne, ein Russe, zwei Schweden. Wenn Sie Gelegenheit haben, lieber Vater, einen meiner Professoren zu sprechen, so ermangeln Sie bitte nicht, ihm zu sagen, dass es mit dem Sammeln nicht so gemächlich gehe, als man glaube. Ich muss alles kaufen, und wie teuer hier alles ist, sehen Sie daran, dass ein halbes Glas stinkendes Flusswasser 1/2 Gulden kostet, einmal an Land fahren, wenn die eigenen Schaluppen just abwesend sind, 8 Gulden, ein Stück Brot 1 Gulden. Die Früchte sind wohlfeil, dafür haben sich auch die Hälfte meiner Matrosen die Ruhr in den Leib gefressen, während die andere Hälfte das Gelbe oder sogenannte Batavia-Fieber hat. Sie werden also sicher begreifen, dass einesteils meine Dienstpflicht, anderenteils das teure Leben mir kaum erlauben, oft an Land zu gehen, denn von meinem Gehalt, das ohnehin nicht gross ist und für

meine Ausrüstung in Amsterdam angegriffen werden musste, mag ich, obgleich mir der Kapitän es angeboten hat, nicht jetzt schon zu viel nehmen. Wenn ich nämlich mit 20 Gulden im Sack an Land gehe, so ist es gerade so viel als in Holland 2 Gulden und bei uns 5 Batzen, und das ärgert einen doch. Vor allem wenn man denkt, dass man für eine Flasche Wein oder so etwas so einem verd... Malaien die saure Arbeit von einem halben Monat an den Kopf schmeissen soll. Darum bleibe ich auf dem Schiff, was ich auch für gesünder halte. Philipp Meyer, der ein Neffe von Prof. Jung (4) ist, und der anderthalb Jahre vor mir nach Holland gegangen war, habe ich letzten Sonntag aufgesucht, mit Hilfe des Kommandanten von Batavia, Colonel von Perie, an den ich einen Recommandationsbrief hatte. Aber wie sah der sonst so kräftige Jüngling aus, abgemagert zum Gerippe, schon drei Monate am Gelben Fieber und Diarrhoe leidend, Offizier im Laboratorium des Gouvernements dritter Klasse, ausgezeichnet in seinem Fache, mit besten Aussichten, aber mit schlechten in Bezug auf das ungesunde Klima, von dem er nicht wegkommt. Auch er sagte mir, dass das Sammeln eine pure Unmöglichkeit sei, wenn man nicht eine Reise in das Innere Javas unternehmen könne, und das auch nur mit Erlaubnis des Gouvernements. Uebrigens geht hier kein Mensch zu Fuss, will man zehn Schritte weit, so muss man fahren. Man hat Tilburgs (5) mit zwei Pferdchen, die klein, aber flink und gut sind. Jeder haltet sich so ein Reitzeug, ein Pferd kostet zehn bis zwanzig Gulden, aber ein Wagen hundert bis hundertfünfzig, was teuer ist. Kommt man vom Schiff, so sind aber genug da zum Ausleihen zu zehn Gulden pro Tag. Würde man einen Europäer zu Fuss gehen sehen, so würde er, glaube ich, gesteinigt werden.

Ich hab seit drei Tagen einen schweren Kampf mit mir selbst zu bestehen gehabt, der nun gottlob soweit beendigt ist. Es handelte sich nämlich darum, ob ich mich hier wollte länger aufhalten oder nicht. Es wurde mir angeboten, unter sehr vorteilhaften Bedingungen, wie ich sie wohl schwerlich in meinem ganzen Leben wieder erhalten werde, als zweiter Doktor ans hiesige Militär-Hospital, berufen zu werden mit der Aussicht, in zwei Jahren Chirurgien-Major zu werden, mit 600 Gulden Gehalt, freier Wohnung, Kaffee und Reis aus dem Reichsmagazin, aber neun Jahre Dienst ohne Urlaubszeit. Und all das in Batavia, wo mir das bleiche Antlitz Meyers vor Augen stand. Endlich aber der Hauptgrund meiner Ablehnung: mein, wenn auch etwas voreilig, in Amsterdam dem Kapitän und dem Reeder gegebenes Versprechen und Ehrenwort, mit dem gleichen Schiff wieder zurückzukehren. Ein Lump müsste ich sein, wenn mein Wort nicht soviel wert wäre.

Der Gouvernements-Doktor zählte heute, den 5. Juli, 753 Gelbfieberkranke und Leberentzündungen. Lauter Matrosen mit Equipage von den ankommenden Schiffen, und dies sind bloss die, welche die Doktoren an Bord nicht bedienen können wegen

zu grosser Anzahl. Man darf sich eben hier, wenn man etwas Garantie haben will für seine Gesundheit, die übrigens auch nicht gross ist, nie satt essen, sondern muss immer etwas Hunger mit sich herum tragen. Das Früchte-Essen, besonders des Ananas, dieser so köstlichen Frucht, sollte man am Anfang besser ganz bleiben lassen. Ich für meinen Teil habe es erst getan, nachdem ich tüchtig Diarrhoe bekommen hatte. Nun lass ich es halt auch bleiben, doch habe ich einige in Zucker eingemacht, um Ihnen einen kleinen Begriff von dieser so leckeren Frucht zu bringen und einige Freunde damit zu überraschen. Jeder bekommt ein bisschen, damit sie in Basel sagen können: Ja, der Kerli hat sich recht in der Welt herumgetrieben. Wenn ich aber nur eine einzige Flasche von dem Zeug mitbringe, sagt man: Ach, das isch delicat, man sieht, dass der junge Meyer grosse Studien gemacht hat..."

Wie schon erwähnt, hielt sich Meyer nach seiner Rückkehr aus Java von Ende Dezember 1842 bis August 1843 wieder in Amsterdam auf, zeitweise als Hilfsarzt in einem Spital tätig, hauptsächlich aber, um sich auf seine Reise nach Texas vorzubereiten. Was mag ihn wohl bewogen haben, gerade Texas als nächstes Reiseziel anzusteuern ? Die Antwort gibt er selbst in der folgenden Einführung zu seinem Reisetagebuch. Zunächst aber dürfen hier noch einige Hinweise über die damalige Lage der jungen Republik Texas dem besseren Verständnis von Meyers Schilderungen dienlich sein.

Texas war bis 1836 eine Provinz Mexikos, welches sich seinerseits 1822 von der spanischen Herrschaft befreit und für unabhängig erklärt hatte. Es war hauptsächlich dem Einfluss der nordamerikanischen Einwanderer zuzuschreiben, dass Texas das mexikanische Joch abschütteln konnte und sich nach heftigen Kämpfen gegen mexikanische Regierungstruppen 1836 zur freien Republik erklärte. Die Eigenstaatlichkeit sollte aber nicht lange dauern, denn die nun zu Macht und Ansehen gelangten Yankees drängten auf einen baldigen Anschluss an die Vereinigten Staaten, und 1845 wurde Texas als 28. Staat in die Union aufgenommen. Die mexikanische Regierung hat aber jahrelang weder die Unabhängigkeit ihrer früheren Provinz noch deren Zugehörigkeit zu den U.S.A. anerkannt.

Zur Zeit, als Meyer Texas bereiste, entsprach die flächenmässige Ausdehnung des Landes nicht seiner heutigen, vor allem, weil die Grenzen im Nordwesten und Westen, also gegen Mexiko hin, unklar und vertraglich nicht gesichert waren. Die Einwohnerzahl dürfte zu jener Zeit - ohne die indianischen Ureinwohner - höchstens 200 000 betragen haben. Das heutige Texas umfasst 692'400 $km^2$ und zählt 13 Millionen Einwohner. Die un-

abhängige Republik Texas galt als ein Land von beinahe absoluter Freiheit, ohne Einwanderungshindernisse, wo jeder sich ansiedeln konnte, wo es ihm passte, was wohl mit ein Grund dafür war, dass sich Meyer gerade dieses Land und nicht eines der längst bekannten Gebiete an der amerikanischen Ostküste als Reiseziel wählte. (Auch war es zu jener Zeit längst nichts Ungewöhnliches mehr, dass begüterte Europäer weniger bekannte Gebiete des amerikanischen Kontinents bereisten. Einer der bekanntesten unter ihnen war zweifellos der Prinz Maximilian zu Wied (1782 - 1867), ein Freund Alexander von Humboldts, der von 1832 - 1834 in Begleitung des Schweizer Malers Karl Bodmer (1809 - 1893) von St. Louis aus die Gebiete des oberen Missouri bereiste. Sein Buch "Reise ins innere Nord-America", von Bodmer reich illustriert, das in zwei Bänden 1839/41 bei J. Hoelscher, Koblenz, erschienen war - heute eine gesuchte bibliophile Rarität, - fand weite Verbreitung und dürfte auch Meyer bekannt gewesen sein.)

Vorbemerkungen von Dr. E. Meyer über seine Reise nach Texas.

"Nachdem ich mit ziemlich reichhaltigen, wenn auch nicht gerade splendiden Sammlungen aus Holländisch-Ostindien, hauptsächlich aus Java zurückgekommen und die heimatliche Türme der Basler Kathedrale begrüsst hatte, fand sich bald wieder das so quälende Gefühl des Stillesitzenmüssens und des soliden Bürgerlebens bei mir ein. Waren irgendwelche Aussichten vorhanden für die Ausübung meines ärztlichen Berufes bei der grossen Anzahl älterer, besserer und geschickterer Berufskollegen ? Damals wenigstens nicht. Jetzt sogar, wo ich dieses schreibe, sind sie noch nicht brillant. Also wieder fort, hinaus in die freie, weite Welt; aber nicht in den Dunst der Städte, nicht in die Logen der berühmten Theater, nicht in die Hallen der privilegierten Feinschmecker, sondern fort, über die Grenzen der zivilisierten Welt, in den freien, schönen Gottestempel der Natur, zu den vom Laster des Stadtlebens, von der Beschränktheit des Bauern noch freien Naturkindern, zu den Rothäuten.

Unterstützt von der Naturforschenden Gesellschaft meiner Vaterstadt, eher mit schriftlichen Empfehlungen versehen als mit klingenden, reiste ich ab, begleitet vom Segen der Eltern und Geschwister, ungehindert durch allzuvieles Gepäck, aber wohlversehen mit meinen Instrumenten, Schiessgewehr und Munition. Meine Reise über Heidelberg, wo ich trotz meiner Vorliebe für unzivilisierte Länder noch einen ganz zivilisierten Halt machte, über Wiesbaden und Amsterdam kann ich füglich verschweigen. Aber von Amsterdam aus muss ich den Faden meiner Geschichte langsam abspinnen,und das aus zwei Gründen: erstlich, damit die erforderliche Seitenzahl herauskomme, und zum andern, damit der eine oder andere meiner

Landsleute, dem die Lust zum Auswandern im Kopf herumgeht, sich dies und jenes davon hinter die Ohren schreibe und darnach sich richte.

Also das liebe, grosse und lang mir schon heimische Amsterdam. Die alten Freunde werden besucht, die alten Schulden werden bezahlt, die alten Bekanntschaften erneuert und die alten goldenen Wilhelmchen gewechselt. Die Reise sollte aber weiter nach Mexiko und Texas gehen, und dazu waren zwei weitere Dinge nötig, nämlich eine Schiffsgelegenheit und die Mittel zur Ueberfahrt. Um aber das eine zu erlangen und das andere zu behalten, musste ich mich von der traulichen, aber auch teuren Stadt trennen. Eines Abends spät begleiteten mich meine Freunde, meistens Basler, auch einige Deutsche nach der Buitenkant, wo das alte Dampfboot, die "Beurs van Amsterdam", auf dem stillen Wasser lag, um nachts elf Uhr nach Hamburg abzusegeln. Nach einigen Abschiedsreden und Schlücken bestiegen wir die Schaluppen, und beim leisen Geplätscher der Ruder im stillen Wasser sangen mir meine Freunde noch einige Quartette, bis wir beim Dampfboot anlangten. Der Gesang in der stillen Nacht hatte auf der Buitenkant Zuhörer angelockt und unserem Kapitän so wohl gefallen, dass er alle meine Freunde einlud, an Bord zu kommen, um noch einige Lieder zu singen und einige Flaschen zu leeren bis zur Abfahrt. Schweren Herzens trennten wir uns, als die Schiffsglocke ertönte, und langsam bewegte sich das morsche Stoomboot über die unbewegte Wasserfläche der Zuidersee. Der Morgen graute, und die Sonne beschien die grünlich trüben Wasser, die nebelgrauen Küsten Hollands zu beiden Seiten und das rege Leben der Passagiere auf dem Deck des Schiffes."

Aus dem Tagebuch.

18. September 1843

"Durch die Zuidersee ging's gut, da gab's keine Wellen, aber als wir während des Mittagessens abends um vier Uhr in die Nordsee kamen, zwischen Terschelling und Vlieland hindurch, ging der Tanz los. Einer nach dem andern ging an Deck, um sich auszuweinen, und ich hatte die süsse Verpflichtung, ganz allein die Honneurs zu machen, vor allem dem trefflichen Beefsteak. Der Steward hatte den Narren an mir gefressen, weil ich der einzige war, der Holländisch sprach und ihm vieles aus Ostindien erzählte, was er gerne anhörte, da er Freunde dort hatte. Er war in Amerika gewesen und log mich nun an, dass die Gläser klirrten, und so trieben wir's fort bis nachts zwölf Uhr, wo wir uns in die Kojen begaben, eingeschläfert von einer lieblichen musica rings umher das Leben Verwünschender und Stöhnender, so dass man glauben konnte, auf dem Schlachtfeld von Waterloo zu sein. Des andern Mittags um zwei Uhr kamen wir bei Cuxhaven an (Helgoland rechts liegen lassend), und ich ging an Land, nachdem mir Kapitän und Steward versichert hatten, sie nähmen von einem so

braven Holländer kein Trinkgeld an."

Dezember 1843. Nach der Ankunft in Texas.

"Texas ist seit seiner Befreiung von Mexiko eine Republik für sich und regiert sich durch einen Kongress, dessen Mitglieder (willkürlich zusammengetreten) aus den Häuptern der ehemaligen Empörung bestehen und an deren Spitze der Usurpator General Sam Houston steht (6). Obgleich die Differenzen mit Mexiko noch nicht ausgeglichen sind, und noch täglich, besonders jetzt, da Santa Anna (7) wieder an der Spitze steht, ein Wiederausbruch der Feindseligkeiten zu befürchten ist, so drängt man um so mehr einem Anschluss an die Vereinigten Staaten entgegen. Die Antwort aus Washington wird diese Fragen lösen und die Hoffnungen vielleicht realisieren.

Doch auch in dieser jungen Republik zeigt sich schon der gleiche Ungeist, der den altgriechischen Gemeinwesen Athen und Sparta ihre schönsten Blüten nahm und ihren Untergang beschleunigte, nämlich der Neid über das wahre Verdienst und das Misstrauen gegen Männer, die die wahren Stützen der Republik waren. Texas'Themistokles, Commodore Moore (8), wird von seinem Vaterland, dessen Freiheit und Selbständigkeit er mit Houston gemeinsam erkämpft hatte, ausgestossen und wird wahrscheinlich in Yukatan (9) das gleiche Befreiungswerk beginnen, das er hier beendigt hatte.

Für Texas würde ein Gutzwiller oder ein Plattner oder so ein Fuchs wie Hug (10) passen; diese könnten hier noch im Trüben fischen, da die Amerikaner viel zu viel Zutrauen zu ihrer jetzigen Regierung haben, als dass sie ihnen nachrechneten; doch haben sie es auch nicht nötig, denn Commodore Moore bezahlte seine Matrosen und Offiziere, da der Staat kein Geld hatte, aus seiner eigenen Tasche, und General Houston läuft in einem zerrissenen Rocke umher, er, der Präsident eines Landes, zehnmal so gross wie Deutschland mit seinen 36 privilegierten Blutsaugern und Lumpenkönigen.

Die Städte von Texas sind eigentlich bloss dem Namen nach existierend; denn so genannt zu werden, verdienen sie nicht. Die grössten sind Galveston, der Seeschlüssel des ganzen Landes, bestehend aus ca. 500 - 600 Häusern, aus Brettern gebaut, und 3 - 4000 Einwohnern. Vier Kirchen auf Pfählen gebaut, nach Art der holländischen, schmücken das Nest. Dann kommt Houston, ungefähr gleich gross, und Nacogdoches, an der Genze der Vereinigten Staaten (11). Strassen und Trottoirs kennt man nur aus Beschreibungen, friedlich gehen Herden von Schweinen, Ochsen und Schafen überall umher, um die einzeln stehenden Häuser fliegen der wilde Pelikan und die Rotgans in Zügen von Tausenden. Aus dem Schilfe der Bai tönt noch das Kindergeheul des Alligators, das Schnalzen der Sumpfschnepfe, vermischt mit dem Gepfeife der rastlosen und gefrässigen Möwe.

Im letzten Jahre lagen zwei Schiffe aus Bremen hier vor Anker, dieses Jahr sind schon über 20 Engländer, Bremer, Hamburger, ungerechnet die Dampfboote von New Orleans, hier vor Anker gegangen. So hebt sich mit der wachsenden Bevölkerung der Ackerbau und damit der Handel. Besonders gedeihen Tabak und Baumwolle, doch kann es trotzdem noch Dezennien dauern, bis Texas in die Reihe der zivilisierten Staaten treten wird, und noch mancher ehrliche Schwabe, mancher schwindelnde Franzose kann hinfahren, ehe man in Alabama oder Austin Kölnisch Wasser fabriziert oder den Horatius kommentiert. Mancher Deutsche kann da noch seinen Handwerkerfleiss ausüben, ehe die Ebenen des Rio del Norte und des Trinity widerhallen vom Geräusch der Spinnereien und dem Geschrei der zu Markte ziehenden Aepfelweiber.

Die Bevölkerung von Texas besteht aus zwei Hauptklassen, aus Eingewanderten, meist deutschen Kolonisten, und aus Nordamerikanern. Auch einige mexikanisch-spanische Elemente finden sich, besonders im Süden. Diese zwei Klassen unterscheiden sich der Sprache und dem Charakter nach. Es ist eben schon wieder der Deutsche, wie auch in Ostindien, der zu gebrauchen ist, er ist es, der durch Ackerbau die reichen Quellen des Landes öffnet, um den fauleren Amerikaner und den noch fauleren Engländer zu mästen. Betrug ist die Hauptidee der meisten Amerikaner in den Städten, und sie verhehlen es auch nicht. Der Wirt, der den eben Angekommenen und des Geldes unkundigen Emigranten heute um so und so viel betrügt und zufällig dabei ertappt wird, lacht unverhohlen und meint, es sei ja nur natürlich, dass man den betrüge, den man betrügen könne. Deswegen ist auch Texas in den Vereinigten Staaten so verrufen, ein wahres Botany Bay derselben (12). Wer aus jenen oder aus Mexiko flüchten muss, und da muss er schon viel getan haben, der geht nach Texas, so dass es zum Sprichwort geworden ist: "going to Texas", das heisst soviel wie: Mach, dass du aus dem Staube kommst. Der Amerikaner, wie ich ihn hier habe kennen lernen, ist die Personifikation, das Ideal aller schwarzen Seiten des Kaufmannsstandes. Alles, auch das Edelste und Erhabenste, wird berechnet, der Amerikaner ist reiner Verstandesmensch, und von Gefühl ist auch nicht die Spur vorhanden.

Ich lernte bis dato wenig Leute in Texas kennen, denn der Amerikaner, wenigstens hier, ist nicht sehr umgänglich, obgleich sehr gastfrei. Man kann stundenlang bei irgendeinem Farmer sein, und nicht ein Wort wird von persönlichen Verhältnissen gesprochen. Hunderte kommen und gehen im Jahr, werden gastfreundlich empfangen und nehmen wieder andere mit derselben Gastfreundschaft auf; doch nicht einem würde es einfallen zu fragen, "wie heissen Sie, Sie wollen gewiss dahin oder dorthin", wie unsere wohlerzogenen deutschen Gastwirte zu tun pflegen. Aber über andere Dinge unterhalten sie sich gerne, obgleich einer, der viel spricht, just nicht gut an-

geschrieben steht. Ich finde diese Gewohnheit sehr lobenswert und musste mich oft über die Gleichgültigkeit und Gemütsruhe wundern, bei Anlässen, wo bei uns Zeter und Mordio geschrien würde. Die Deutschen, welche noch nicht amerikanisiert sind, machen zu ihrem Nachteil eine Ausnahme, und die, welche es sind, wollen nicht mehr Deutsche heissen, sondern rühmen sich, Amerikaner zu sein. Auch in der Kindererziehung, wie in allem andern, hat der Amerikaner seine Eigentümlichkeiten. Sobald die Tochter 17 Jahre alt ist und heiraten will, können die Eltern gar nichts dawider haben, denn das Gesetz schützt das Kind. Der Sohn trennt sich vom Vater und verlangt vor Gericht das ihm Zukommende, ohne dass man solches unnatürlich finden würde. Der Vater will zu seinem Vorteil behalten, soviel er kann, wird der Amerikaner sagen, der Sohn wird soviel haben wollen als möglich, auch wieder natürlich. Die Eltern sagen dem vierjährigen Buben und dem Mädchen, das noch nicht gehen kann, "Sir" und "Miss", worüber man bei uns lachen würde; doch mag dies auch sein Gutes haben und früher das Kind sich seines Ranges im Tierreich bewusst machen als bei uns.

Doch ich spreche immer von einem Tagebuch und habe noch gar nicht erwähnt, wo ich mich eigentlich herumtreibe. Dies ist am kürzesten beantwortet: "Hans Dampf in allen Gassen", so wie es mir gerade gefällt und nichts kostet. Erst lebte ich drei Wochen in Galveston, d.h. fünf Minuten vor der Stadt, wo eine Menge leerer Bretterhäuser stehen, wovon ich eines zu meinem Gebrauch ausersah und mich wenig darum kümmerte, wem es gehörte, meine Hängematte darin aufschlug und es nach Herzenslust regnen liess, soviel es wollte; denn wir kamen just in der leidigen Regenzeit an, weshalb es vier Wochen unmöglich war, ins Land zu kommen, da dann alle die Prärieländer zwischen dem Trinity, Brazos, Colorado, Nueces und Rio Grande überschwemmt sind und jede Kommunikation aufhört. Regnen kann es auch hier nach Noten und auf Parapluies und Macintosh's (13) wird nicht viel Wert gelegt. Doch bietet die Insel Galveston auch viel Interessantes dar, welches sich ausbeuten lässt, wenn man sich nicht scheut, den ganzen Tag durch und durch nass zu sein. Doch auch daran gewöhnt man sich, so unangenehm mir solches am Anfang war. Aber auch alles in den Zimmern Befindliche wird feucht, so dass nichts vollkommen trocken ist, nicht einmal die Kleider im Koffer. Ich erbeutete während meines Aufenthaltes in Galveston ein Kistchen voll Konchylien (Schalen von Muscheln und Schnecken) vom Seestrande, nebst dem Texasstern, einem sandartigen Gehäuse, das ich nicht kannte, mit einem fünfzackigen Stern darauf, etwa wie die Seesterne, aber sehr zerbrechlich. Nach diesem Tier soll Texas seine Flagge haben, einen Stern mit fünf Zacken in blauem Feld. Alligatoren kommen besonders im südlichen Teil der Insel vor, und ich sah bei einer Hecke einen toten liegen, der etwa sechs Fuss lang war.

Von Galveston ging ich mit einem kleinen Boot, das ich für acht Dollars von einem Bremer Kapitän gekauft hatte und das mit Segel und Ruder versehen war, über die Galveston Bay den Bayon (d.h. einen stehenden Arm der Bay) hinauf bis nach Klaenerhouse und Bensenshouse, wo ich bei Herrn Bensen, einem Farmer, Halt machte. Bald war ich gut mit ihm bekannt, dass er mich einlud, einige Zeit bei ihm zu bleiben. Was mir die Sache doppelt angenehm machte, war die Lage inmitten der unabsehbaren Prärie und auf der einen Seite die Wasserkommunikation und der den Bayon begrenzende Zedernwald. Die Tiere, die hier gezüchtet werden, sind Rinder und Pferde, wenig Schafe, mehr Schweine. Die Prärie hingegen ist bevölkert von Hirschen, die in Herden von hundert Stück herumweiden, von Wölfen, die jede Nacht nicht einzeln, sondern rudelweise um die Einzäunungen der Hofstätten herumstreichen und sehen, ob sie ein Kalb erwischen können oder sonst etwas.... Ferner kommen vor Panther, deren ich jedoch noch keinen sah, Tigerkatzen (Ozelot = Leopardus pardalis), Opossums, wovon ich schon ein paar geschossen habe, da sie sehr gut zu essen sind, Stinktiere, deren ich vor einigen Tagen eines schoss. Ich sah es des Abends auf unsere Hühner lauern und holte meine Flinte, aber keine Rede, dass es davon lief, nein, immer kehrte es mir den Allerwertesten zu mit dem Schwanz in der Höhe (gleich dem Federbusch eines preussischen Majors) und verbreitete durch das Ausspritzen seiner ihm eigentümlichen Flüssigkeit einen solchen Gestank, dass ich wirklich weglaufen musste, denn es wurde mir ganz schwarz vor den Augen. Nachher schoss ich es, konnte aber bis jetzt, obgleich ich es schon versucht habe, noch nicht daran arbeiten, da der Gestank wahrhaft unerträglich ist und sich gleich in den Hals setzt. Wie glücklich wäre ich, wenn ich Weingeist besässe. Es tut einem oft ganz weh für die schönen Sachen, z.B. so ein Präparat von der Stinkdrüse in Weingeist, injiziert und mit präparierten Nerven. Der Mund wässert einen und die Nase auch, aber vor Gestank. Was mich so quasi hier eingebürgert hat, ist mein Vergnügen an der Jagd und meine Büchse, die von allen Amerikanern bewundert wird, wegen ihres Weithintreffens, weshalb ich sie, ihres Hauptzieles wegen, "Hirschtöter" genannt habe. Ich war letzthin auf der Hirschjagd, und als ich an Ort und Stelle kam, natürlich auf allen Vieren, dort wo sie weideten, nahm ich einen aufs Korn auf circa 200 Yards Entfernung, erhob mich und schoss ihn. Als ich nun hinlief, traf ich einen Nachbarn, der ungefähr um die Hälfte des Weges näher war als ich, aber noch nicht nahe genug sich glaubte, um schiessen zu können. So hatte ich über seinen Buckel hinweg das Tier geschossen, auf das er's auch gemünzt hatte. Das delikateste Essen liefern aber die wilden Puter oder Truthähne, die sich hier auch ziemlich häufig aufhalten und laufen können so schnell als ein Pferd. Der letzte, von dem wir drei Tage assen, wog ausgenommen und gerupft 27 Pfund. Sie sind so fett, dass ihnen das Fett zur Schusswunde hinaushängt. Man schiesst sie des

Morgens vor Tag, wenn sie von den Bäumen, wo sie ihr Nachtlager halten, herunterkommen, oder des Nachts bei Mondschein.

In Dickinsons Bayon war mir das Leben zu langweilig geworden, und ich beschloss, meinen Stab weiter zu setzen, um Texas besser kennen zu lernen und vielleicht mich irgendwo mit Vorteil niederlassen zu können. Europäer, der Du noch nie die endlosen Prärien des Westens gesehen, Du kannst Dir keinen Begriff machen von den Mühseligkeiten einer solchen Reise. Jeder Amerikaner hat sein Pferd, da ich aber keiner bin, hatte ich keins; ich packte meine Kisten, liess sie zurück, hing meine Jagdtasche mit Medizinen, Zeichnungsapparat, einem Paar Hosen, zwei Hemden nebst Munition um und ging mit meinen Jagdstiefeln und meiner grossen Büchse los, nach dem Rio Brazos de Dios (Arme Gottes). Ich marschierte drei Tage, bis ich nach Houston kam, der zweiten Stadt der Republik, nicht viel verschieden von Galveston. Bei der Stadt schlug ich mein Camp auf, schoss mir meinen Bedarf, denn Brot kauft man nur, wenn man sein Geld für nichts Gescheiteres auszugeben weiss. Getrocknetes Fleisch zu frischem Fleisch gegessen, schmeckt gerade so gut.

In Houston machte ich Bekanntschaft mit Dr. Jäger, der mir einen Begriff beibrachte, wie man in Texas sich für ärztliche Hilfe bezahlen lässt, so dass es mich bitterlich gereute, vorher in Dickinsons Bayon zwei Geburten in Zeit von acht Tagen umsonst gemacht zu haben. Meyer schrieb sich's hinter die Ohren und zog fürbass. Wie mancher Seufzer, wie mancher Fluch entsprang dem Gehege meiner Zähne, bis ich von Houston die 40 Meilen lange, halb unter Wasser liegende Prärie mit meinem 42 Pfund schweren Jagdsack und meiner Büchse durchwatet hatte, ohne Baum, ohne Haus, ohne Möglichkeit, des Nachts Feuer anzumachen, immer bis an die Knie im Wasser. Gott ist gross, doch der Brazos hatte einen unwiderstehlichen magnetischen Reiz für mich; denn es sollte in seinem Uferwalde wimmeln von Alligatoren, Panthern und besonders Bären, alle mehr oder weniger friedlich beisammen, so unglaublich es tönen mag. Ich kam hin und musste zuerst einige Creeks (14) durchschwimmen, ehe ich in den Wald gelangen konnte, wo mir ein Wagengeleise den Pfad anwies durch den sieben Meilen breiten Waldgürtel bis an den Strom, wo eine Fähre zu finden sei. Doch im Walde verweilte ich erst einige Tage, trocknete bei einem wahren Osterfeuer Leib und Seele und lebte herrlich und in Freuden. Es lebt sich noch einmal so angenehm und zufrieden in Gottes freier Natur, niemanden Rechenschaft zu geben, niemanden fragen und niemandem antworten zu brauchen, wenn man nicht will. Ich schlafe, jage, singe, liege, esse, trinke, tue, was ich will, und brauche nicht zu riskieren, dass so ein Kerl von einem Grünrock, der der Natur zum Spott ihr Kleid zum Wischlappen erniedrigt, mich fragt, mit welchem Recht ich jage. Hier würde so ein amtlicher Maulaffe für den ersten besten Alligator zu schlecht sein. Ich kam über

den Brazos, der bei niedrigem Wasserstande etwa 100 Yards breit ist, bei Regenwetter ums Doppelte und Dreifache austritt und oft grosse Verwüstungen anrichtet, nach der durch die Mexikaner niedergebrannten, vielleicht noch aus 10 Häusern bestehenden Stadt San Felipe de Austin, dem Hauptort der Austin County. Sie bietet nichts Besonderes dar als das Haus Santa Annas, das jetzt einem liebenswürdigen Kollegen, Dr. Mattheros gehört, wo er im Kreis seiner Familie, die Praxis bloss noch in der Nachbarschaft betreibend, seines Alters wegen, auf einer recht hübschen Farm lebt und auch mich sehr gastfrei aufnahm. Er ist ein geborener Lancasterman, doch aus Pennsylvanien hierher gezogen, versteht er bloss Englisch. Ich schlief in dem Zimmer, worin Sante Anna seinem Beichtvater Padre Cristobal Maldun täglich beichtete, als das Haus noch ihm gehörte und Texas noch nicht die Geissel Mexikos vom Nacken geschüttelt hatte. Von da setzte ich meinen Wanderstab weiter, um das Land zwischen Brayos und Colorado besser kennen zu lernen. Gleich eine Meile von San Felipe beginnt eine ganz andere Vegetation und eine andere Lage des Landes, nicht mehr flache Prärie, sondern "Rolling", wie der Amerikaner es sehr bezeichnend nennt. Es gleicht die Prärie hier ganz dem Meere nach dem Sturm, wo in regelmässiger Ordnung eine Dünung nach der andern kommt und geht, immerwährend Berg und Tal bildend. Nach sieben oder acht Meilen weiter Prärie kam Wald und immer schöner, kleine Gruppen von Bäumen, abwechselnd mit kleinen Wiesen, so dass man im Verhältnis zu der Gegend von Houston und überhaupt des untern Landes in einem Garten sich glauben möchte. Ich kam nach Wildcatspring, einer Ansiedlung mehrerer deutscher Auswanderer, hielt am ersten Hause an und traf einen biedern, gastfreien Landsmann, Herrn Amsler aus dem Aargau, einen Bruder des Doktor Amsler in Schinznach und des Professors der Architektur in München (15). Er nahm mich auf wie einen Bruder und wollte mich gar nicht mehr fortlassen."

Meyer hielt sich während mehrer Wochen in Wildcatspring auf und betrieb eine improvisierte Praxis, worüber er am 19. Juni 1844 an seine Eltern berichtete:

"... ich bin durch Zufall hierher gekommen nach Wildcatspring, wo ca. 20 Familien, worunter viele Deutsche, angesiedelt sind, die mich baten, die ärztliche Praxis zu übernehmen, wodurch ich mir nun meinen Lebensunterhalt verdiene und nebenbei sammle und beobachte, soviel ich kann. Ich habe mir für 150 Dollars ein Haus bauen lassen, das mich nichts kostet, da des Baumeisters Frau den Arm gebrochen hatte und meine Rechnung just soviel ausmacht, denn der Arzt ist der beste Erwerbszweig in Texas. Jede Meile, die ich zum Patienten zu reiten habe, kostet 1 Dollar und der Besuch noch 5 dazu. Doch das Unangenehme ist wieder, dass kein bares Geld im Lande ist, sondern wenn mich einer bezahlt, so schickt er mir ein paar Kühe und Kälber oder einen Stier oder Korn oder Speck

oder, wenn die Rechnung hoch ist, gerade ein Pferd. Ich besitze nun zwei Reitpferde und muss sie oft Tag und Nacht gebrauchen. Solche mexikanischen Pferde können laufen und etwas aushalten; letzthin z.B. war ich in Bragos und erhielt die Nachricht, dass einer der deutschen Kolonisten das gelbe Fieber habe und nach mir verlange, obgleich zwei amerikanische Aerzte da seien. Ich sass also auf und ritt in anderhalb Stunden 18 englische Meilen. Sie sehen also, dass ich für Essen und Trinken nicht zu sorgen brauche. ...An Herrn Prof. Mieg (16) nebst vielen herzlichen Grüssen noch die Anzeige, dass er einen Topf voll Klapperschlangen in Weingeist erhalten werde, sobald ich den Weingeist bezahlen kann. Sagen Sie ihm bitte auch, dass ich nicht glaube, für eine europäische Praxis zu taugen, denn das Leben hier gefällt mir zu gut. Reiten lernen muss einer aber, ob er will oder nicht, und bekanntlich sind die Mexikaner die besten Reiter der Welt. Wir waren schon mehrmals auf der wilden Pferdejagd. Da wirft man im schnellsten Jagen die Schlinge den Wilden über den Kopf und fängt sie so. Da können Sie begreifen, dass man besser reiten muss als so ein lebendiger Comptoirschemel, der am Sonntag die Freiestrasse hinab und die Gerbergasse wieder hinauf reitet. Ich geniere mich nicht mehr im geringsten und setze mich auf ein wildes Pferd, ohne dass es mich abschmeissen kann, obgleich ich am Anfang auch tüchtig Lehrgeld bezahlen musste."

Doch schon vorher, am 15. Juni 1844, hatte Meyer seinem Tagebuch folgendes anvertraut:

"... Meine Praxis in Wildcatspring ist mir schon ziemlich verleidet, und ich wünschte, mich wieder frei zu sehen, um mein herumschweifendes Lieblingsleben wieder aufnehmen zu können. Denn je mehr ich an häusliche Ruhe und steife Strassenlauferei und Glockenschellerei in Basel denke, um so schwüler wird's mir im Gehirn. Ich bin nun einmal nicht dazu gemacht, ein Philister zu werden, und das Allerbeste wäre gewesen, wenn mich die Hebamme gleich vom Taufbecken zu einer Indianerin gebracht hätte, so hätte ich mich nicht an die einfältigen Luxusgenüsse Europas gewöhnt und brauchte nicht, d.h. bloss meiner Eltern und Lieben wegen, mich dahin zurückzusehnen."

Aus dem Tagebuch.

August 1844

"Ein neuer grosser Abschnitt hat in meinem texanischen Leben begonnen, ich hoffe auch in meinem naturhistorischen Leben, ich hoffe auch in meinem inneren Leben, das rein aus Hoffnungen zusammengesetzt ist und ein noch sehr schwaches Gebäude bildet, aber durch solche Ereignisse kräftige Stützen gewinnen kann. Seine Durchlaucht Prinz von Solms (17) ist ins Land gekommen mit dem unerschütterlichen festen Entschluss,

die grosse Idee der bis jetzt zweiundzwanzig an Zahl verbündeten deutschen Fürsten ins Leben zu setzen, nämlich den deutschen Auswanderern eine Kolonie zu gründen, wo sie wiederfinden können, was mancher in Deutschland jetzt vergeblich sucht, Religions- und bürgerliche Freiheit, Wohlstand und Mittel und Wege, sich denselben auf die Dauer zu verschaffen. Ich habe die Ehre gehabt, ihm anzustehen, und er nahm mich als seinen Leibarzt und Sekretär an. Ich bin geborgen für meine Person, und wenn es keine Erinnerung gäbe und keine weiter nach der Heimat hinstrebenden Hoffnungen, so könnte mancher andere sich an meiner Stelle glücklich fühlen. Ich begann mit dem Prinzen unsere Reise nach San Antonio de Bescar unter schlechten Aussichten. Wir waren 12 Mann zu Pferde mit seinen Bedienten, alle gut bewaffnet, nebst einem von zwei Mauleseln gezogenen Wagen, der das Gepäck und die Küche führte. Ueberall riet man uns, Leute anzuwerben, wegen der streifenden Indianer, die in letzter Zeit wieder sehr unangenehm zu werden begonnen hatten. Drei Tage vor unserer Abreise hatten sie zwölf mexikanische Reisende abskalpiert und so ihre Museen mit verschiedenartigen Skalps bereichert. Doch der Prinz kehrte sich nicht daran, und bei einer mittleren Temperatur von 95 Grad Fahrenheit begannen wir unsere Reise mit gehöriger Vorsicht und kamen bis nach La Grange am Colorado. Den nächsten Tag von Seguin nach San Antonio (18), dem Eldorado von Texas, hatten wir 45 englische Meilen, und die mussten in einem Tage gemacht werden. Denn eine Nacht hier zugebracht, braucht einer des andern Tags wohl eine doppelte Mütze, da er dann seinen Skalp los ist. Die Indianercamps sahen wir gegen Mittag ungefähr auf sechs bis sieben Meilen Distanz zur Rechten an dem Rauche der aufsteigenden Feuer und setzten uns alsbald in einen erspriesslichen Trab. Ohne weitere Belästigung erreichten wir noch vor Sonnenuntergang San Antonio, die erste und einzige Stadt in Texas von Steinen erbaut, die aber noch immer eine zerstörte Stadt ist. San Antonio hat ein ganz ähnliches Aussehen wie Hüningen (19), die Festung. Die Dächer platt, die alte Zitadelle in Trümmern, Ueberbleibsel von arabisch-spanischer Architektur."

Das Unternehmen des Prinzen Karl v. Solms scheiterte schon nach wenigen Monaten, einesteils an den ungenügenden Geldmitteln des Prinzen, hauptsächlich aber an der dilettantischen Art der Durchführung. Immerhin sind die heute noch existierenden Städte New Braunfels (nach der Heimatstadt des Prinzen, Braunfels in Hessen, benannt) und Frederickburg (nach Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Hessen) (20) Gründungen des Prinzen Karl v. Solms.

Dr. Meyers Brief an die Eltern vom 11. Mai 1845 ist insofern bemerkenswert, als er einen der wenigen bekannten Augenzeugenberichte über rituellen Kannibalismus nordamerikanischer Indianer enthält:

"Sophienburg (New Braunfels), den 11. Mai 1845

Teuerste Eltern!

Gestern schrieb ich meinem Grittli, heute, liebes Väterchen und Mütterchen,kommt die Reihe an Sie.... In wenigen Tagen geht der Prinz weg, und ich habe meinen Abschied verlangt. Die Kolonie geht langsam vorwärts, aber nicht durch die Vorgesetzten, sondern durch das eigene Bestreben der Kolonisten, sich eine Häuslichkeit zu gründen. Wenn die ungeheuren Summen alle verwandt wären, wie sie verwandt sein sollten, so würde es noch ganz anders aussehen, aber die Hofhaltungen der vielen Kommandanten und kleinen Herren verfressen mehr als 600 Emigrantenfamilien. Es ist Deutschland im Kleinen mit seinen 36 Herren. Die Zahl muss hier die Sicherheit bedingen, denn wir sind hier mitten im Indianerlande in den Gebirgen des Westens, die Gegend ist sehr schön und würde badisch aussehen, wenn die Kultur mit der Natur zusammengewirkt hätte und nicht die roten Ziegeldächer, die Kirchtürme und die Landstrassen fehlten. Die Stadt, Neu-Braunfels genannt, wurde am 1. Mai unter Kanonendonner und einer Rede des protestantischen Pastors getauft und zugleich der Grundstein gelegt für die Befestigungen der Anhöhe, genannt Fort Sophienburg, nach des Prinzen Braut. Ich selbst taufe aus Konsequenz mein Zelt Grittli (Meyers Braut, Margaretha Steiger), mein Pferd heisst Grittli, mein Haus heisst Grittli, und die Indianer nennen mich Grittli; nur damit ich den Namen recht oft höre, denn die flach- und flachsköpfigen Deutschen verstehen doch nicht, was das sagen will. Der Compagnie-Leutnant, der mein Zeltkamerad ist, verreiste auf eine kurze Expedition, und so bin ich jetzt allein im Zelt, bloss mit meinem alten Landsmann Schüppach aus Mirchel, 4 Stunden von Thun, der zwölf Jahre bei den Schweizer Regimentern in Neapel gedient hat und dann in Basel unter der Garnison stand. Er hat sein Erspartes mitgebracht und, wie alle alten Soldaten, taugt nichts mehr zur Arbeit. So riet ich ihm, für uns zwei die Kühe zu besorgen und die Stiefel und Kleider, und gebe ihm dafür Obdach und Essen, und wenn ich fort gehe, mein Zelt, mein Land und den Hausplatz in der Stadt unten, den wir alle erhielten. Das Land beträgt 10 Acres und 320 Acres in der San Saba (1 Acre = 4047 m2). So hat der alte Schwede nicht nötig, sein Geld auszugeben, und verrichtet seine Geschäfte mit der grössten Pünktlichkeit... Aus Grittlis Brief sahen Sie, dass ich ein Zelt habe, einen Bedienten, ein Pferd und einen Hund. Die beiden letzteren werden von ersterem gefüttert und besorgt, wenn ich fort bin, was gewöhnlich der Fall ist, da entweder die Patienten, die sich jetzt mit der steigenden Hitze mehre, oder die Jagd mich von meinem Zelte fern halten. Am allerliebsten bin ich bei den Indianern, da werde ich nicht scheel angesehen, da sind keine hinterlistigen Deutschen, die mich nicht schmecken können, nur weil ich ein Schweizer bin. Ganz im Gegenteil, sie nennen mich Compadre (Bruder), teilen mit mir alles, was sie essen, und

Abb. 4

wir tauschen uns gegenseitig unsere Bedürfnisse ab. Letzthin kam ich zufällig von der Jagd, und da ich mehrere Tage ausgeblieben war, so wusste ich nicht, dass die Tonkowee-Indianer ihren Camp verändert und ihre Wigwams in einer andern Gegend aufgeschlagen hatten. Ich dachte deshalb, noch weit davon weg zu sein, als ich Geschrei hörte und etwa zwölf Indianer einen einzelnen verfolgen sah. Sie waren alle zu Fuss, er zu Pferde, doch holten jene nach etwa halbstündigem Jagen und Abschneiden des Weges den Fremdling ein, und nachdem er alle seine Pfeile verschossen und mehrere schwer verwundet hatte, wurde er zum Gefangenen gemacht. Ich hatte mich den langen Weg ins Gras gelegt und hörte nun erst am Kriegsgeschrei, das sie nach dem Siege anstimmten, dass es meine Freunde, die Tonkowees waren, worauf ich mich alsbald zu ihnen begab. Sie erzählten mir nun, es sei einer ihrer gefährlichsten Feinde, ein Wako-Indianer, den sie gefangen, und luden mich zugleich ein, den Abend in ihr Camp zu kommen, da sie eine grosse Festlichkeit hätten, aber ja keine andern Bleichhäute, am wenigsten Amerikaner, mitzubringen. Ich nahm es an und ging nach Hause, nachdem ich gegessen und getrunken, überhaupt mich etwas erholt und meine Hirschfelle ausgespannt hatte zum Trocknen, sagte ich's doch einigen meiner Bekannten, und wir beschlossen, heimlich die Kerls zu belauschen, da sie ja nur mich eingeladen hatten und andere nicht. Wir schwammen also von unsern Zelten weg über den Fluss an einer andern Stelle als am gewöhnlichen Uebergang, und nun schlichen wir uns auf allen vieren vorwärts, bis wir dem Lager nahe waren. Dann ging ich allein hin, pfiff mein gewöhnliches Zeichen und ging durch die Wachen hindurch, die überall im Gebüsch lagen, ohne belästigt zu werden. Die andern kletterten auf die Bäume und konnten von da den Spektakel überblicken, doch waren wir bereits zu spät gekommen. Der Wako war an einen Pfahl gebunden, aber bereits tot, als Zielscheibe von unzähligen Pfeilen, welche die Jungen nach ihm geschossen hatten. Nase, Ohren, Finger, alles abgeschnitten und in einem Topf gekocht. Der Häuptling kam mir mit einem Schälchen voll entgegen und redete mich an: "Die Sonne ist schon drei Leguas hinter den Gebirgen, und mein weisser compadre hat lange im Streit gestanden, ob er seine roten Brüder besuchen oder lieber das Feuerwasser des grossen Capitano trinken will, aber die Stimme des Manitou der Rothäute hat sanft zu ihm gesprochen, und siehe, da ist er" etc. etc. So grunzte mich das scheusslich schwarz und gelb bemalte Ungetüm, das zudem noch einäugig ist, an, und "Vogel friss oder stirb" dachte ich, machte einen Bückling so tief als möglich, um das Lachen zu verbergen, weil ich daran dachte, in welcher Klemme die auf den Bäumen Sitzenden waren und wie sie mir nun gesegnete Mahlzeit wünschten, und trank den Bouillon aus. Den Spektakel, das Geschrei, das Geheul, die Tänze und die Musik zu beschreiben, ist mir rein unmöglich, nur so viel weiss ich noch, dass, als ich gegen Morgen wegging, von dem ganzen Kerl noch der Kopf und ein Arm da waren, das andere war gefressen. Als ich

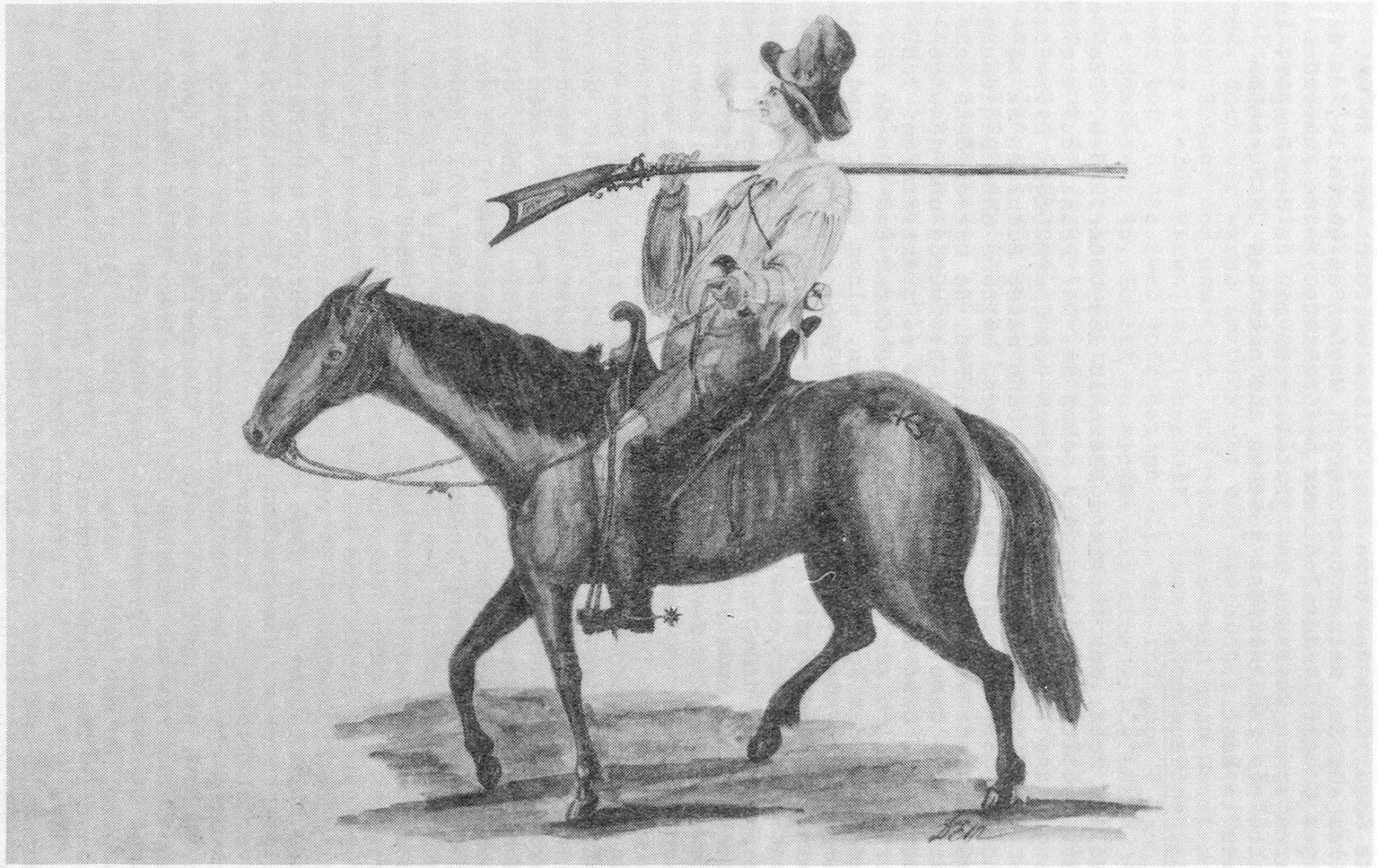

Abb. 5

ins Lager kam, das etwa fünf Meilen entfernt war, so war alles auf den Beinen und überall Wachen aufgestellt, da man einen Ueberfall der Indianer befürchtete. Meine Kameraden waren schon zu Hause und gratulierten mir zu dem Souper. Ich hatte ein Indianerfest gesehen und nahm das Unangenehme gern in Kauf..."

Aus dem Tagebuch.

15. Juni 1845

"Will's Gott, der letzte ausserhalb des Vaterlandes. Die Zeit naht, wollte Gott, sie wäre schon da. Der Prinz, auf stolzem Hengst ins Land gekommen, umgeben von übermütigem Dienertross, hat dasselbe wieder verlassen, ohne seine Schulden zu bezahlen, auf demütigem Mauleselchen, beinahe ohne Bedienung, denn mehrere waren ihm davon gelaufen. So war es denn ganz natürlich, dass ich auch nicht bezahlt wurde und deswegen auch keine Lust mehr hatte, umsonst zu praktizieren. Ich war glücklich zur See bis Lavacca gekommen und von da zu Lande mit dem Kolonial-Ingenieur Zin, einem Bayer, und seiner Familie bis Mc Coys Creek, als mich ein harter Unfall traf: Mein Hengst ging mit mir durch, und beim Sprung über einen Graben brach der eine Steigbügelriemen, so dass ich herunter geschmissen wurde, mit dem andern Fuss im Steigbügel hängen blieb und so etwa 500 Schritt geschleift wurde, bis glücklicherweise auch der andere Riemen brach und ich liegen blieb. Neun Tage nachher kam ich wieder zur Besinnung und war völlig zerschunden. Mein Gesicht sah aus, wie das einer Nachteule, ein Finger gebrochen usw. Genug des Lamentierens. Der Finger ist geheilt, das Gesicht wieder imstande, meine G... zu sehen (wenn sie nur da wäre), und meinen Hengst hab ich auch wieder geritten und stärkeres Leder mir verschafft. Wir kamen endlich, immerwährend auf der Wache gegen die Indianer, glücklich, wenngleich nicht ohne Verluste, nach dem Platz der Kolonie, wo die erste Stadt gegründet werden soll. Regen und Nordwind erschwerten den Anfang gar sehr. Die Emigranten, nur in dünnen Zelten, hatten keine Lust, im Regen anzufangen, begannen aber dann doch, notdürftig Häuser zu bauen. Langweiliges Leben! Schlechtes Wetter, nichts zu essen als schlechtes Fleisch, manchmal 14 Tage keinen Bissen Brot, während Ihre Durchlaucht alle Tage Champagner soffen. Nichthalten aller gemachten Versprechungen. Kein Geld bei den Emigranten, Unverschämtheit der Vorgesetzten. Ich sagte Adieu und verschwor mich, nun so oft angeschmiert von dieser Art von Deutschen, nie mehr mit solchen Gleisnern etwas zu tun zu haben. Dem Prinzen schrieb ich noch einen Brief, den er auch nicht hinter den Spiegel stecken wird, und ging nach San Antonio, wo man schon lange nach mir verlangt hatte. Ich nahm Dienst in der Ranger-Kompanie (d.h. Indianerjäger) von Captain J. Hays und wurde mit offenen Armen empfangen. Das Leben ist sehr wild und hart, aber gesund. Mit Büchse und zu Pferd Tag und Nacht in den Wäldern, immer dem Mokassin des

Comanchen oder dem Mustang folgend, bloss von der Jagd lebend, bin ich seit einigen Wochen wieder ganz gesund geworden und auch in den bisherigen zwei Gefechten verschont geblieben, obgleich es uns ziemlich nahe ans Fell ging das letztemal. Wir waren 30 Mann gegen 200 Mexikaner und 70 Indianer, doch wir waren im Dickicht und die andern in der Prärie. Jeder Schuss von uns traf, und jene schossen aufs Geratewohl. Unsere Pferde waren in Sicherheit, jenen schossen wir sie erst tot. Bloss zwei Tote hatten wir, die Indianer 7 Mann und die Mexikaner 46. So ist es wieder das alte wilde Leben, das ich schon nach Ankunft in diesem Lande führte, aber mit Nuancen, und das ist mir wieder ein sicheres Zeichen dafür, dass sich mein Aufenthalt seinem Ende nähert. Einen Trost habe ich hier, den ich bei den Deutschen nicht hatte: Dort blosse Neider und Speichellecker, hier aber geniesse ich Herzlichkeit und Freundschaft, und kommen wir dann von einem Zuge wieder zurück in den alten Bexar (in San Antonio), um wieder einige Tage auszuruhen, so bin ich überall willkommen, überall gesucht und habe die ganze Stadtpraxis.

Am 4. Juli ist die Konvention der Abgeordneten von jeder Grafschaft der Republik in Austin zur feierlichen Erklärung des Anschlusses an die Vereinigten Staaten und zur Abfassung einer neuen, derjenigen der Staaten ähnlichen Verfassung zusammengetreten. Halb Texas kam zusammen, und unsere Kompanie ging auch hin, um dann von dort wieder gegen die Comanchen zu ziehen, die wieder gemordet und geplündert haben. Beinahe hätte ich vergessen zu erzählen, was mir wohl in meinem ganzen Leben nicht wieder passieren wird. Während ich in der Kolonie war, kam der Befehl von der Regierung, dass die neu gegründete deutsche Niederlassung und Stadt mit Namen Neu Braunfels sich eine Obrigkeit wählen sollte und zwar einen Bürgermeister und zwei Friedensrichter. Von 270 Stimmen hatte ich 242 zum Bürgermeister und wurde also wirklich als solcher anerkannt. Ich war just am Essen und wusste nichts davon, als die Leute zum fürchterlichen Aerger und Verdruss des Prinzen zu mir kamen und mir anfingen zu gratulieren. Ich nahm den ganzen Käs mit gebührendem Stolze an und liess die ganze Stadt im Wahn. Nachdem ich einen Tag lang hatte herumreiten müssen und überall mit "guten Tag, Herr Bürgermeister" begrüsst worden war, zeigte ich an, dass ich die Stelle nicht annehmen könne, da ich nach Hause wollte."

Meyer berichtet in seinem Tagebuch ausführlich über die Kämpfe gegen die Indianer, wie auch über die Jagd auf den Bison. Auf die Wiedergabe im einzelnen muss hier verzichtet werden. Wir lesen aber heute diese Berichte mit gemischten Gefühlen, wenn nicht gar mit Abscheu. Wir können aber auch feststellen, welche enormen Wandlungen die moralischen Wertvorstellungen seit damals durchgemacht haben. Das Gewissen der amerikanischen Oeffentlichkeit über die Indianer-Tragödie

ist erst zu Beginn dieses Jahrhundert richtig wachgerüttelt worden, und die Ausrottung der Urbevölkerung - heute würde man von Völkermord sprechen - ist wohl eines der Hauptprobleme unbewältigter Vergangenheit des amerikanischen Volkes. Uns kommt es heute fast unglaublich vor, dass sich ein Basler Pfarrerssohn bedenkenlos an der Vernichtung eines Naturvolkes beteiligen und erst noch darüber berichten konnte, ohne den Protest seiner Umgebung herauszufordern. Ebenso ungerecht aber wäre es, über Meyer den Stab zu brechen, denn er hat nur entsprechend der damaligen Vorstellung von Recht und Unrecht gehandelt. Am 24. Oktober 1845 verliess Meyer Texas an Bord eines französischen Seglers und traf in den letzten Tagen des Jahres ohne in der Neuen Welt grosse Reichtümer erworben zu haben, aber um so reicher an Erlebnissen und Abenteuern, in Basel ein.

Ein Brief aus dem Sonderbundskrieg

Am 6. November 1847 hatte der Grosse Rat von Basel-Stadt nach langem Zögern und ebenso langen Debatten und erst nach einem klaren Befehl von General Dufour beschlossen, das Basler Artillerie-Corps zur Unterstützung der eidgenössischen Truppen gegen den Sonderbund in Marsch zu setzen. Dr. Meyer gehörte dieser Truppe als Batteriearzt und Oberleutnant an. Die Basler Artillerie ist am 24. November 1847, ohne die geringste vorherige Feindberührung, mit den siegreichen Tagsatzungstruppen in Luzern einmarschiert. Von diesem Feldzug sind zwei Briefe Meyers an seine Frau erhalten, von welchen der eine hier wiedergegeben sei:

"Bremgarten, den 20. Nov. 1847

Liebes Herz, Soeben erhielt ich mit dem von Herrn Feldzeughauptmann uns geschickten Fourgon meine warmen Hosen, was mir sehr zustatten kommt bei dem kalten Wetter. Gestern abend kamen wir hier an, wo General Dufour seit dem Morgen verweilt. Auf unser inständiges Ansuchen in Bern erhielten wir gestern nacht um 12 Uhr eine Depesche, dass wir heute hier bleiben dürften, um uns auszuruhen, die Sachen in Ordnung zu bringen und uns ganz schlagfertig zu machen. Die Quartiere sind eben nicht sehr angenehm, denn Du glaubst nicht, was die Freiämter für ein niederträchtiges, grobes Volk sind. Das Städtlein Bremgarten ist das finsterste Nest, das ich je gesehen habe. Alles, was man will, muss man mit der Pistole in der Hand fordern. Vorgestern kam der Oberstfeldarzt nach Herzogenbuchsee, um mich aufzufordern, zur Kavallerie als Oberarzt mit Hauptmannsrang und 15 Batzen mehr Sold zu gehen. Es gelüstete mich sehr, aber da meine Mitoffiziere so artig und freundschaftlich gegen mich sind, so konnte ich's nicht übers Herz

bringen. Ich bin mit der Basler Artillerie fort und will, so Gott will, mit der Basler Artillerie wieder heimkehren. Ich begehre nicht, eidgenössisch zu werden. Meine Mitoffiziere dankten mir deswegen sehr und haben mich nun um so lieber. Wenn Du mir ein Paar Lederhandschuhe, innen mit Wolle gefüttert, schicken könntest und ein Paar wollene Strümpfe, da ich nichts als fadene habe, wäre ich sehr froh. Es macht beim Reiten gar kalt an die Füsse. Ich bin wohlauf, liebes Weibchen, aber von Dir erfuhr ich gar nicht, wie es Dir geht. Auch ist Dein Brief sehr kurz. Es ist der erste, den ich erhielt, und Du kannst Dir denken, in welcher Unruhe ich bin. Frau Merian-Von der Mühll (21) hat mir versprochen, Dich zu besuchen, ebenso Frau Hauptmann Paravicini (22). Was Du mir schicken willst, sende nur dem Kriegskommissär Bernoulli (23) im Zeughaus. Was machen Vater und Mutter und Papa und Mama ? Denke, ich gehe, so wie auch alle meine Mitoffiziere, die doch alle sehr konservativ sind, nun mit leichterem Herzen gegen die Luzerner, nachdem sie bei dem Einfall ins Freiamt sich solche Greuel erlaubt haben, dass wir noch jetzt die Spuren davon sehen. Aber noch lieber wollte ich umkehren, um meiner lieben Frau und unserem Emil einen mündlichen Gruss zu bringen. Doch hoffe ich bis Weihnachten, wenn alles gut geht, in Eurer Mitte zu sein. Strenge Dich nur nicht zuviel an mit Putzen, liebes Herz, und erzähle mir in Deinem nächsten Brief, wie es Dir geht. Und nun, für diesmal, lebe wohl und nimm einen Kuss für Dich und Emil von Deinem Dich herzlich liebenden E.M."

Nach dem Verkauf seiner Praxis in Travers trat Dr. E. Meyer im Mai 1855 in französische Dienste, d.h. in die französische Fremdenlegion ein; Schwierigkeiten in der Ehe mögen zu dem Entschluss beigetragen haben. Diesem Schritt haftete damals nichts Anrüchiges an, da der Eintritt in fremde Dienste - nach der neuen Bundesverfassung von 1848 zwar nicht mehr erlaubt - weiterhin grosszügig toleriert wurde. Das Eidgenössische Militärdepartement hatte Meyer seine Zustimmung erteilt. In der französischen Ernennungsurkunde vom 5. Mai 1855 - Meyer wurde darin zum "Médecin-Major" ernannt - ist denn auch ausdrücklich vermerkt: "Le Ministre Secrétaire de l'Etat de la Guerre informe Monsieur Meyer-Steiger Em. de l'Etat Major Sanitaire Fédéral"... Der Uebertritt in die französische Armee hatte also beinahe den Charakter einer Abkommandierung. Aus dieser Zeit, d.h. bis zum Tode Meyers am 11. Sept. 1856, sind ein Brief an seine Frau und zwei Briefe an seinen Bruder Gedeon Meyer-Simmen (1823 - 1874) erhalten, aus denen hier einige Passagen wiedergegeben werden.

Ministère
de la Guerre.

4e Direction.
(Administration)
(~~Personnel~~.)

Bureau
des Hôpitaux
~~de l'Infanterie~~.
et des Invalides

Décret
du 26 avril 1855.

# Le Maréchal de France

Ministre Secrétaire d'Etat de la Guerre informe M. Meyer-Steiger, Emmanuel, de l'Etat Major Sanitaire fédéral,

que, par décret Impérial, en date du 26 Avril 1855 il est promu au grade de Médecin Major dans le 1er Régiment de la 2e Légion Etrangère.

où un emploi de ce grade est vacant par organisation

Cette nomination, étant faite en vertu de la loi du 9 mars 1831, ne donne pas à M. Meyer-Steiger les droits conférés aux officiers français par les lois sur l'avancement et sur l'état des officiers.

Des ordres sont donnés pour qu'il soit reconnu dans le grade qui lui est conféré.

Paris, le 4 Mai 1855.

Vu pour entrer en solde
le Cinq Mai 1855.
Le Sous-Intendant Mre
des Lits

A M.

Abb. 6

"Armée d'Orient, 7 avril 1856

Mein liebes, liebes Herz,

Endlich habe ich wieder einige Augenblicke, um Dir zu schreiben, denn Du musst nicht glauben, dass ich bloss während des Schreibens mich mit Dir beschäftige, nein, jeden Morgen und jeden Abend machen Du und Emil den Schluss meines Gebetes. Wie Du an der Tinte siehst, sitze ich nicht in einem feinen Studio-Zimmer, wie vielleicht Cousin S., nein, ich schreibe auf den Knien in Ermangelung eines Tisches, und Tschippi sitzt neben mir und prüft den Brief. Das treue Tier ist wieder wohlauf, denn während der Seereise, die beinahe immer von schlechtem Wetter begleitet war, war er seekrank, ich gottlob gar nicht. In Malta hielten wir uns 3/4 Tage auf wegen dem starken Gegenwind, obwohl wir auf einem Schraubendampfboot von 600 Pferdekräften reisten. Ich hatte Gelegenheit, die Kirche St. Jean zu sehen, wo die Gräber vieler Johanniter-Ritter in feinstem Mosaik den Boden der prachtvollen Kathedrale bilden. Von da hatten wir bis zum Cap Matapan (Peloponnes) mit Sturm zu kämpfen und konnten endlich in Syra (Insel im Aegäischen Meer) einlaufen, wo wir 24 Stunden liegen bleiben mussten, um Kohlen zu nehmen. Immer mit schlechtem Wetter kämpfend, kamen wir so durch den Archipelagus nach Smyrna, wo uns endlich prachtvolles Wetter erwartete. Ich hatte 2 - 3 Stunden Zeit, um an Land zu gehen, und besah mir die Stadt, die aber orientalisch schmutzig ist. Die breiteste Strasse durch diese Stadt von 120 000 Einwohnern ist gewiss nicht breiter als die Schneidergasse. Aber schöne Bazars mit Goldstickereien, Waffen, Seidenzeug usw. findet man da. Von Smyrna kamen wir nach Metelin (im Altertum Mytilene, heute Mitilini, Insel Lesbos) und von da durch die Dardanellen nach Gallipoli und endlich nach Constantinopel. Eine wundervolle Stadt, wenn man sie von Bord des Schiffes betrachtet, mit feinen Minarets und Palästen und der herrlichen Umgebung. Ich übertreibe nicht, aber wenn Du in Basel das schmutzigste Gässlein aussuchst, in Konstantinopel sind alle noch viel schmutziger und so eng, dass sich zwei Reiter kaum ausweichen können. Und erst die Hotels ! 20 Fr. per Tag und dafür nur Wanzen, Flöhe und schmierige Betten. Von da durchs Schwarze Meer bis nahe vor Sebastopol, und da ist unser Lager, das jetzt viel von den Russen besucht wird, seitdem der Friede bekannt ist und sie nicht mehr schiessen. Wir pflegen hier ungeheuer viele Leute mit Lazarettfieber, Scorbut und Kriegsverletzte. An Toten verlieren wir 40 - 45 Mann pro Tag, auf 3000 Kranke, doch nun bessert es etwas, denn anfangs hatten wir über 100 Tote täglich. ... Ich hoffe, Du habest die 400 Franken richtig erhalten, wenn die auch verloren wären, wäre es ein harter Schlag für mich, denn leider garantiert die französische Post gar nichts. - Ich kann Dir nicht sagen wie froh ich bin, von Ochsenbein (24) los zu sein, und ich glaube, der nimmt noch ein schlechtes Ende. Hier, in dieser Legion sind alle Nationen vertreten, aber nur franzö-

sische Offiziere und sehr nette Leute. Uebrigens, in meiner Stellung habe ich wenig Gelegenheit zur Unterhaltung, und diese beschränkt sich auf die Gesellschaft des Oberst, der mich gut mag und ein sehr artiger Mann ist (Monsieur de Chabrière).... Ich denke immer an Euch zu Hause und bewahre in meinem Portefeuille eine Zeichnung von unserem Emil auf. Schreib mir, wie es ihm geht und was er tut. Wieder einmal sehe ich, dass die Wege des Herrn wunderbar sind, und weil ich immer unzufrieden war und wir nicht immer harmonierten, trachtete ich, wieder fortzukommen, doch nun erlebe ich mit wachsender Entfernung täglich, wie Du und Emil mir fehlen und wie meine alte Liebe zu Dir am Horizont meines Lebens wieder aufsteigt. Ich begehre nichts sehnsüchtiger, als Euch in Frieden und ohne Sorgen zu wissen. Wenn man, wie ich, täglich von Bildern menschlicher Vergänglichkeit umgeben ist, so schwindet der weltliche Glanz,und das wahre wirkliche Leben tritt vor einen. Dazu ein Beispiel: Ich glaube, dass von 56 Aerzten, die hier bis dato starben, nicht einer, und es waren sehr viel junge darunter, im Leichtsinn starb; die Aufgabe, vor der wir stehen, ist zu hoch und zu schön, um sie nicht als solche zu erkennen. Die Belohnung des Gouvernements aber wäre zu gering, um auch nur einen Schritt mehr zu tun als nötig. Doch das Schöne und Hohe liegt in unserem Beruf,und das gibt Kraft. Mein Oberst sagte mir kürzlich: "Vous vous surmenez, mon cher Major, il faut penser à votre santé" ... "Et qui pensera à celle de mes soldats ?" Etwas anderes wusste ich nicht zu antworten..."

Aus dem Brief an den Bruder Gedeon Meyer.

"à bord du "Jemappes", le 19 juin 1856

Lieber Bruder, ... gestern den 17. haben wir uns endlich eingeschifft. Im Augenblick, wo ich diese Zeilen schreibe, sind wir schon ausserhalb der Dardanellen, bei prachtvollem Wetter. Wir sind jetzt gut 2000 Mann an Bord, und täglich gibt's frisches Brot und gutes Essen. Ich hab's auch nötig, denn ich bin jetzt ganz allein, meinen letzten aide-major musste ich schon früher en convalescence schicken, und ich bin wahrlich nicht stark, vielmehr so schwach, dass ich mich alle Augenblicke setzen muss.

23. Juni. Wir haben schlechtes Wetter bekommen, unser Remorqueur hat Havarie gemacht, so dass wir nun unter Segel marschieren und nicht in Malta einlaufen werden. Daher kann ich Dir nur den Brief senden und das Geld nicht, weil ich es nicht dem ersten beliebigen Piloten, der Post holen kommt, anvertrauen mag. Tschippi (Meyers Hund), dieser elende Strick, ist leider in der Krim geblieben. Er gefiel sich so ungemein auf der Rattenjagd, von welchen wir Millionen hatten, dass er eben Tag und Nacht Ratten abwürgte. Zweimal liess ich ihn holen, zweimal entwischte er wieder, kehrte aber wieder ins Lager zurück, und nun fehlt er mir wirklich. Es war aber

auch höchste Zeit, dass wir fortkamen. Unser Regiment zählte beim Einschiffen 1304 Mann, 735 liess ich in der Ambulanz zurück. Alles gezählt, die Verstärkungen und das Effektiv bei seiner Ankunft, hat das Regiment in den zwei Jahren Krim-Feldzug 8700 Mann gehabt. Die Krim ist nun ein unendlich grosses Grabmal. Die Russen gestehen selbst ein, dass der Feldzug sie 500'000 Mann gekostet habe, und auf unsere Frage, wie denn das möglich sei, erklärten sie uns, dass, wenn z.B. eine Verstärkung von 60'000 Mann aus dem Innern Russlands nach Sebastopol gesandt würde, so zähle der (in der Krim) kommandierende General ohnehin nur auf die Hälfte, da nämlich 30'000 schon auf dem langen Weg durch die Steppen, durch schlechte Nahrung und Krankheit umkämen. So erklärt sich dieser ungeheure Menschenverlust. Die Franzosen lassen (unter uns gesagt) etwa 150'000 Begrabene zurück, ohne die schon früher heimgekehrten Krüppel alle zu zählen... Nun,wenn ich dann wieder in Afrika bin, bei meiner einfachen Lebensführung und der guten Stellung, die ich wieder haben werde, kann ich Euch alle 2 Monate eine Summe schicken, da zähle drauf. Doch wenn Du mir antwortest, so nimm Dein Herz in beide Hände und schreib mir ein bisschen ausführlich. Ich weiss nämlich rein nichts vom Intérieur unserer Familien, wohnt meine Frau noch an der Schneidergasse ? A propos, wenn Du dem sogenannten Kandidaten M. einmal einen rechten Brief schreiben kannst, so tu's bitte. Ist denn der zuckersüsse Pietist noch nicht verheiratet ? Es scheint mir, er macht christliche Visiten bei meiner Frau, aber wenn die Steiger im Wappen Hörner haben, so habe ich in dem der Meyer Pfeile gesehen. Schreibt mir Grittli in ihrem letzten Brief von Anfang bis Ende nichts als Bibelsprüche! Ich habe mein Testament hier und lese morgens und abends, und es ist mir ein wahrer Schatz geworden, aber das arme Kind fällt immer in die Extreme, und ich fürchte auch für Emil. Ich weiss, was es bedeutet, wenn man mit Christentum übersättigt wird, in bester Absicht, und es ist noch nicht lange her, dass ich wieder Freude daran gefunden habe. Aber ich möchte meinem Kind den Dégout, den ich empfunden habe, um alles in der Welt ersparen. Ich glaube überhaupt, es ist Zeit, dass er von der Weiberherrschaft wegkommt..."

Aus dem letzten Brief Meyers an seinen Bruder Gedeon Meyer

"Sidi Bel Abbès, 23 juillet 1856

Lieber Gidi, da schreiben wir uns also von einem Krankenlager zum andern. Du Armer hast wirklich "Ungefell" und ich Lungenentzündung. Du sollst Grittli aber nichts davon sagen, was ich Dir hier anvertraue. Erstlich, wenn noch nichts abgeschickt, so schicke nichts! Was nützt's, wenn's mich nicht mehr antrifft ? Seit dem 9. Juli bin ich hier im Spital, tags bei 54° Hitze und Sirocco und nachts bei Schakalgewinsel, lauter Natur also. Doch ich lache nicht mehr, ich habe sehr viel Lungenwasser ausgeworfen und tue es noch. Ich nehme nun

den Stockfischlebertran und denke bei meinen sechs Esslöffeln pro Tag immer an die rührende Geschichte, dass die Kinder, einmal daran gewöhnt, es wie Zuckerzeug nähmen. Ich alte Kuh merke aber wohl, dass ich kein Kind bin, und finde ihn abscheulich, doch scheint es mir gut zu tun. Mein Oberst versucht alles Mögliche für mich, offerierte mir drei Monate Erholungsurlaub, aber wovon hätten Grittli und ich leben sollen bei 1/3 Sold ? Und so habe ich es mit blutendem Herzen ausgeschlagen. So denke ich eben nur an das Angenehme, denn bis dato ist kein anderer Offizier krank in meinem Kasernenzimmer, mit etlichen 1000 Wanzen, Fliegen und Flöhen. Aber schwach und mager bin ich und kann kaum bis zum Fenster gehen. So bin ich eben mutterseelenallein. Behalte aber alles für Dich, und wir wollen Grittli nicht unnötig ängstigen, hatte sie doch, wie sie mir in ihrem letzten Brief schrieb, die verrückte Idee, hierher zu kommen, um mich zu pflegen! Was denkt sie sich wohl dabei, stell Dir vor, so etwa 30 Meilen von Oran ins Innere zu reisen, ohne Schutz, auf Kamelrücken, kommt Madame Meyer, um ihren Mann zu pflegen..."

*

Nach dem Tode von Dr. E. Meyer, am 11. September 1856, ergab sich für seine Witwe ein etwas peinliches Nachspiel. Meyer hatte nämlich bei seinem Eintritt in französische Dienste seinen Familiennamen zunächst nur mit Meyer, dann mit Meyer-Steiger und schliesslich auf einigen Schriftstücken mit Meyer-Steiger-de Lachenal (nach seiner Grossmutter mütterlicherseits) angegeben. Das geschah sicher aus der Ueberlegung, dass im damaligen Frankreich, also im zweiten Kaiserreich unter Napoleon III., ein wenn auch nur teilweise adliger Familienname von Vorteil für die weitere Karriere sein müsse. Als Frau Meyer nach dem Tod ihres Mannes ein Gesuch an die französische Regierung um eine Pension richtete, kam aus Paris prompt die Rückfrage, welche der drei Personen namens Meyer nun Frau Meyers Gatte gewesen sei. Nach längerem Briefwechsel konnte Frau Meyer schliesslich ein von einem Notar und drei Zeugen, die Meyer persönlich gekannt hatten, bestätigtes und vom Kleinen Rat beglaubigtes Dokument beibringen, aus welchem hervorging, dass es sich bei allen drei um ein und dieselbe Person gehandelt habe. Dank der tatkräftigen Unterstützung des Schweizerischen Gesandten in Paris, Minister Dr. Joseph Barman, wurde Frau Meyer schliesslich eine Pension zugesprochen, über deren endgültige Höhe aber nichts bekannt ist.

| | |
|---|---|
| N° 32..... Art. 734.... | du Règlement sur les hôpitaux. |

N° 217 de la Nomenclature.

NOTA. Il y a une distinction très-importante à faire entre les actes de décès des militaires morts dans les hôpitaux. Lorsque les décès ont eu lieu dans les hôpitaux de l'intérieur du royaume, les actes dressés par les officiers d'administration comptables de ces établissements ne sont fournis qu'*à titre de simples renseignements;* lorsque les décès ont eu lieu hors du territoire français, ces mêmes actes sont considérés comme *actes authentiques et légaux d'état civil*, et l'officier de l'état civil du domicile des parties est tenu de les inscrire de suite sur ses registres. (*Art. 97 et 98 du Code civil et 737 du Règlement sur les hôpitaux militaires.*)

Les sous-intendants militaires doivent s'assurer que la distinction indiquée ci-dessus est faite avec soin, et que les indications portées dans le présent imprimé sont exactement remplies, particulièrement celles nos 1, 2, 3, 4 et 7.

(1) Indiquer la commune où est situé l'hôpital.

(2) Indiquer l'armée, si le décès a eu lieu en campagne.

(3) Indiquer si l'hôpital est *civil* ou *militaire, sédentaire* ou *ambulant*.

(4) Indiquer le lieu où l'hôpital est établi, et le pays, quand il s'agit d'un hôpital hors du territoire français.

(5) Désigner les nom et prénoms du décédé, le grade, le corps, le bataillon ou l'escadron, et la compagnie où il servait, et le numéro de la matricule audit corps.

*N. B.* On recommande la plus grande exactitude dans les actes de décès. Les prénoms et noms des décédés doivent être recueillis avec attention, ainsi que les lieux de naissance, cantons et départements; les noms et numéros des corps et compagnies; et le tout doit être écrit très-lisiblement, et dans l'ordre indiqué.

(6) Expliquer le genre de maladie ou de blessure dont il est mort.

(7) Si le décès a eu lieu dans l'intérieur du royaume, le comptable, conformément à ce qui a été dit ci-dessus, ajoutera, dans l'espace laissé en blanc, les mots : *Le présent extrait est délivré à titre de simple renseignement.* S'il s'agit d'un décès arrivé hors du territoire français, il passera un trait de plume dans ledit espace.

## SERVICE DES HÔPITAUX MILITAIRES.

# EXTRAIT MORTUAIRE.

COMMUNE d'(1) de Sidi-Bel-Abbes.

ARMÉE d'(2) ou Algérie.

HÔPITAL (3) Militaire de Sidi-Bel-Abbes.

DU registre des décès dudit hôpital a été extrait ce qui suit :

~~Le Sieur~~ (5)

Mr Meyer Steiger de Lachenal, Emmanuel, Médecin-Major au 2e Régiment Etranger.

né le 31 Août 1818 à Waldenburg canton de Bâle département de Confédération Suisse fils de _____ et de _____ est entré audit hôpital le Vingt Quatre du mois d'Août de l'an 1856 et y est décédé le Onze du mois de Septembre de l'an 1856 à Quatre heures du Matin. par suite d'(6) de Phthisie pulmonaire.

*Le soussigné, officier d'administration, comptable dudit hôpital, certifie le présent extrait véritable et conforme au registre des décès dudit hôpital.*

(7) Le présent extrait est délivré à titre de simple renseignement.

*Fait à* Sidi-Bel-abbes *le* Onze Mars 1857.

Darré

*NOUS, Sous-Intendant militaire chargé de la police de l'hôpital* de Sidi-bel-abbes *certifions que la signature ci-dessus est celle de* M. Darré, Officier Comptable, *et que foi doit y être ajoutée.*

*Fait à* Sidi-bel abbes *le* 3 *du mois de* Mars 1857.

INTENDANCE MILITAIRE H. B. GUILLEMIN

Abb. 7

Anmerkungen:

1) Der Roman "Der fliegende Holländer" von Frederick Merryat (1792 - 1848) lieferte Richard Wagner später den Stoff zu seiner gleichnamigen Oper.

2) Peter Merian (1795 - 1883), Professor zunächst der Physik und Chemie, dann der Geologie und Paläontologie an der Universität Basel, dem die wertvollen Sammlungen des Naturhistorischen Museums zu verdanken sind. 1836 Mitglied des Kleinen Rats und 1837 der Kuratel, Begründer der Sternwarte, 1860 Rektor der Universität, Mitglied der Berliner Akademie (vgl. Paul Leonhard Ganz: Die Basler Professorengalerie in der Aula des Museums an der Augustinergasse, Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, 78/1978, S. 108 & Abb. 113).

3) Jamswurzel, tropische Schlingpflanze mit essbaren, süsslichen Knollen, ähnlich wie Kartoffel und Batate angebaut und verwendet; Pisang ist eine Banane.

4) Carl Gustav Jung (1794 - 1864), Professor für Anatomie, Chirurgie und Geburtshilfe in Basel, der Grossvater des berühmten Psychiaters gleichen Namens (vgl. Paul Leonhard Ganz a.a.O. S. 109f. & Abb. 109).

5) Tilbury (Tilbourgh), zweirädriger Zweisitzer.

6) Samuel Houston (1793 - 1863), General und Oberkommandierer der texanischen Truppen. Als solcher hatte er entscheidenden Anteil an der Unabhängigkeit des Landes von Mexiko. Erster Präsident von Texas 1836 - 1838 und wieder 1841 - 1844, nach dem Anschluss an die USA Senator von Texas 1846 - 1859.

7) Antonio Lopez de Santa Anna (1795 - 1876), mexikanischer Offizier und Staatsmann, 1836 am San Jacinto von General Houston entscheidend besiegt, 1841 - 1845 und 1853 - 1855 Präsident und Diktator von Mexiko.

8) Edwin Ward Moore (1810 - 1865), Marineoffizier, Kommandant der texanischen Flotte.

9) Halbinsel Yucatan, 1843 vorübergehend unabhängig, heute mexikanischer Bundesstaat.

10) Stephan Gutzwiller (1802 - 1875), Johann Heinrich Plattner (1795 - 1862) und Johann Jakob Hug (1801 - 1849) setzten sich für die Unabhängigkeit der Landschaft von Basel ein. Gutzwiller wurde 1848 - 1854 Ständerat und 1854 - 1872 Nationalrat, Plattner erster Präsident des baselland-schaftlichen Regierungsrats und 1849 - 1852 Nationalrat, Hug Mitglied des Verfassungsrats und des Landrats und erster Landschreiber von Baselland.

11) Galveston zählte 1950 66500 und Houston gar 640000 Einwohner.

12) Botany Bay war eine der (berüchtigten) Strafkolonien, die die britische Regierung auf grund der Reiseberichte Cooks 1787 in Neusüdwales (Australien) einrichtete.

13) Der englische Chemiker Robert MacIntosh (1766 - 1843) erfand wasserdichte Stoffe, weshalb sein Name schliesslich die allgemeine Bezeichnung für wasserdichte Mäntel wurde.

14) Bezeichnung für kleine, zeitweise ausgetrocknete Wasserläufe.

15) Dr. med. Jakob Amsler (1788 - 1862), Kurarzt in Schinznach, und Samuel Amsler (1791 - 1849), Professor des Kupferstichs in München.

16) Johann Jakob Mieg (1794 - 1870), Professor der Chirurgie und Geburtshilfe in Basel.

17) Prinz Karl zu Solms-Braunfels (1812 - 1875), Spross eines ursprünglich hessischen Adelsgeschlechts, dessen Stammschloss unweit Wetzlar liegt. Solms versuchte mit ungenügenden Mitteln, in Texas grössere Gebiete für deutsche Auswanderer zu erwerben und zu erschliessen.

18) San Antonio am gleichnamigen Fluss ist heute die drittgrösste Stadt von Texas (1950 mit 400000 Einwohnern).

19) Die Festung Hüningen (heute Huningue) im südlichen Elsass, vor den Toren Basels, wurde 1815 geschleift.

20) Friedrich Wilhelm I. (1802 - 1875), Kurfürst von Hessen (-Kassel) 1847 - 1866.

21) Elise Merian-Von der Mühll (1824 - 1905), Gattin von Heinrich Merian-Von der Mühll, dem Besitzer des Olsbergerhofs an der Rittergasse in Basel.

22) Johann Rudolf Paravicini (1815 - 1888), als Hauptmann 1847 Kommandant der Basler 12 Pfünder-Batterie resp. der Eidgenössischen Batterie 14, später eidgenössischer Oberst und während der Mobilisation 1870/71 Generalstabschef. Er verfasste den offiziellen Bericht über die Mobilisation an die Bundesversammlung.

23) Hieronymus Bernoulli - Respinger (1807 - 1852), Inhaber der Firma Hieronymus Bernoulli & Cie., Kriegskommissär, 1844 Hauptmann, 1852 Major, "scheint sich mehr um seine militärische Karriere als um seine Firma gekümmert zu haben". (vgl. René Bernoulli-Sutter: Die Familie Bernoulli, Basel 1972, S. 149).

24) Johann Ulrich Ochsenbein (1811 - 1890), bernischer und eidgenössischer Politiker und Offizier, 1848 einer

der ersten Bundesräte. 1854 als Bundesrat nicht wiedergewählt, begab er sich 1856 in französische Dienste und kommandierte als Brigadegeneral vorübergehend den Truppenverband, dem Meyers Regiment angehörte.

Die Angaben über Texas sind folgenden Lexika entnommen worden: Dictionary of American History; Colliers Encyclopedia; The American People Encyclopedia; Enciclopedia Americana.

Abbildungen:

1) Dr. Emanuel Meyer in holländischer Marineuniform. Nach einer Daguerreotypie. 1842/43.

2) u. E. Meyer und seine Frau Margaretha geb. Steiger,
3) ca. 1848.

4) Aus dem Texastagebuch: Buffalo-Hunter. Vermutlich Angehöriger des Tonkowee-Stammes.

5) Aus dem Texastagebuch. Text von E. Meyer: Texaner im Sonntagsstaat, gerade auf den Viehdiebstahl ausreitend.

6) Ernennungsurkunde. Das französische Kriegsministerium ernennt "Mr. Meyer-Steiger Emmanuel de l'Etat Major Sanitaire Fédéral" zum Médecin-Major.

7) Todes-Bescheinigung für "Mr. Meyer, Steiger-de Lachenal, Emmanuel" ausgestellt in Sidi-Bel-Abbès am 29. April 1857.

8) Vor dem Notar Andreas Schaub bestätigen als Zeugen die Herren Emil Bernoulli, Eduard Hosch und Ludwig Schüssler, dass sie den verstorbenen Emanuel Meyer-Steiger gekannt haben, und dass dieser mit Meyer de Lachenal oder Meyer Steiger de Lachenal identisch war. Das Dokument ist am 29. April 1857 vom Kleinen Rat beglaubigt worden (auf der Rückseite).

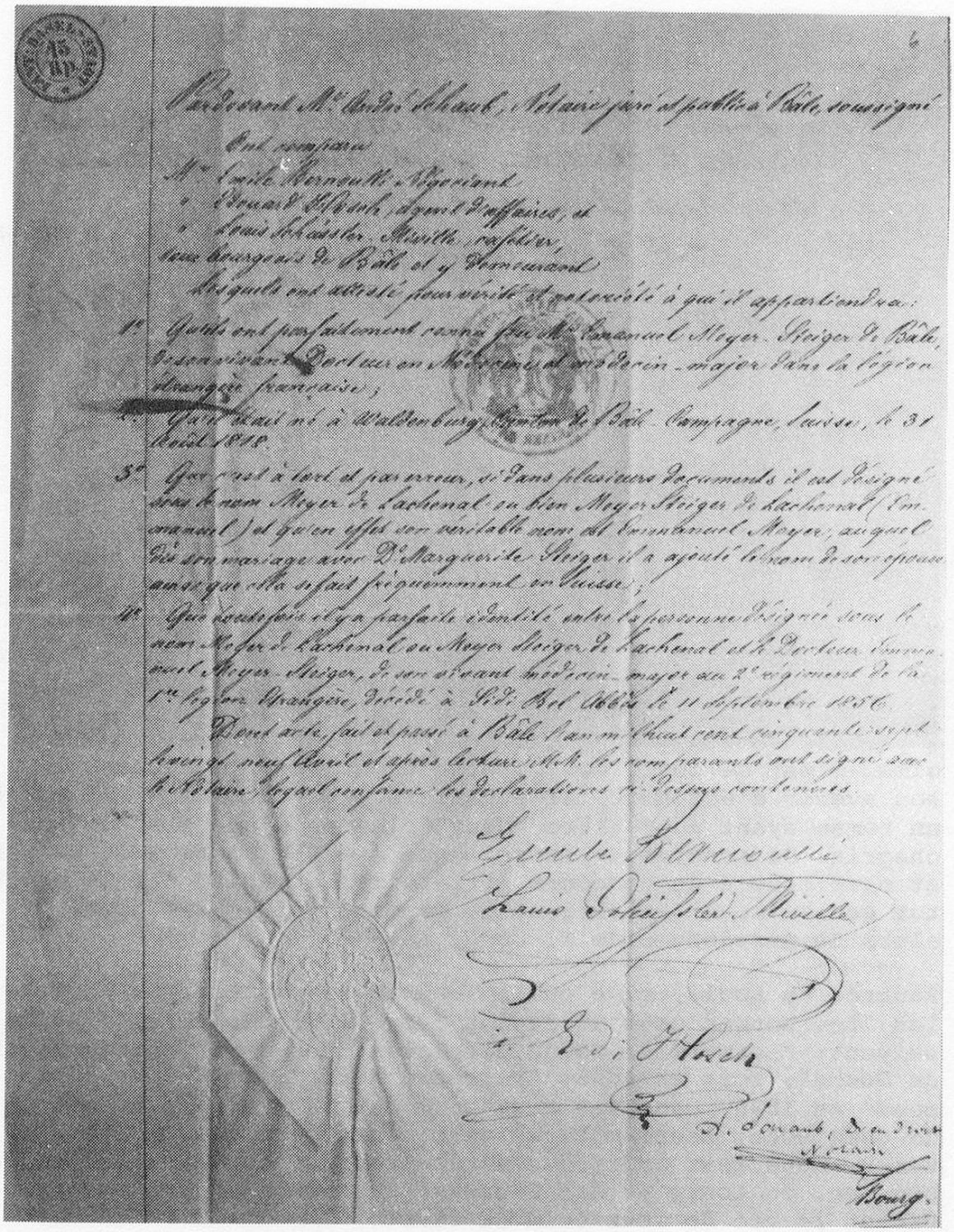

Abb. 8